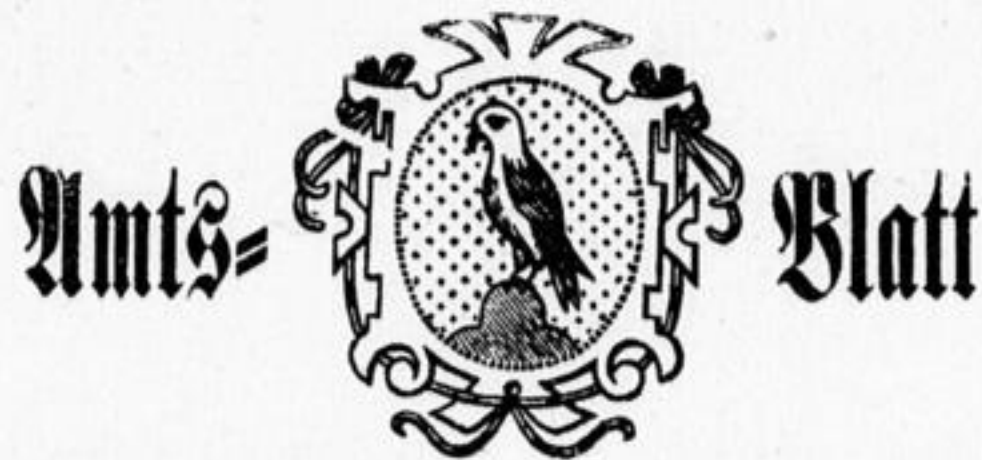


# Zwöniktaler Anzeiger

Erscheint wöchentlich viermal (Dienstag, Donnerstag, Sonnabend und Sonntag) und ist durch alle Postanstalten für vierteljährlich 1 Mark 65 Pfg. mit Zustellungsgebühr, sowie durch die Exped. und deren Austräger für monatlich 50 Pfg. frei ins Haus zu beziehen.

Druck und Verlag:  
Buchdruckerei E. Bernhart Ott.  
Verantwortlich für die Schriftleitung:  
Carl Bernhart Ott, Zwönitz.



für das königliche Amtsgericht und die städtischen Behörden in Zwönitz.

## Anzeiger

Anzeigen: Die fünfgehaltene Kleinzeile (Korpus) oder deren Raum 12 Pfg., für Familienanzeigen 15 Pfg., die gespaltene Zeile im amtlichen Teile 40 Pfg.

Bei Wiederholung Rabatt nach Vereinbarung. — Die Anzeigen werden einen Tag vor dem erstmaligen Erscheinen des Blattes bis mittags 12 Uhr erbeten.

Geschäftsst.: Zwönitz, Kühnhaidestr. 73 B.  
Fernsprecher Nr. 23  
Postfachkonto 4814 Leipzig.

für Zwönitz, Niederzwönitz, Kühnhaid, Lentersdorf, Dorfschennitz, Günsdorf und die Ortschaften im Zwönitztale.

Nr. 69.

Sonntag, den 11. Mai 1913.

38. Jahrg.

### Amtliches.

**Mittwoch, den 14. d. s. Mon. vorm. 10 Uhr**  
sollen im amtsgerichtlichen Versteigerungsraum hier  
**3100 Zigarren in Kistchen, 100 Flaschen**  
**Steinhäger und 1 Fahrrad**  
versteigert werden.

Zwönitz, den 9. Mai 1913.

**Der Gerichtsvollzieher des Kgl. Amtsgerichts.**

Gemäß § 11 Absatz 4 der Ausführungsverordnung vom 14. Dezember 1899 zu dem Reichsgesetz vom 8. April 1874 wird hierdurch zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß die öffentlichen unentgeltlichen Impfungen:

- a) **derjenigen Kinder**, die im Jahre 1912 geboren sind und nicht bereits nach ärztlichem Zeugnis die natürlichen Blattern überstanden haben,
2. in **früheren Jahren** geboren sind und der Impfpflicht noch nicht genügt haben oder wegen Krankheit ärztlicherseits vorläufig zurückgestellt oder in den beiden letzten Jahren ohne Erfolg geimpft worden sind, am

**Montag, dem 2. Juni d. s. J., von nachmittags 4 Uhr an**  
im hiesigen **Matschler.**

- b) **diejenigen Jünglinge der Bürgerschule**, die im Jahre 1901 geboren sind und nicht bereits nach ärztlichem Zeugnis in den letzten fünf Jahren die natürlichen Blattern überstanden haben oder mit Erfolg geimpft worden sind,
2. in **früheren Jahren** geboren sind und der Impfpflicht noch nicht genügt haben oder wegen Krankheit ärztlicherseits vorläufig zurückgestellt oder in den beiden letzten Jahren erfolglos wiedergeimpft worden sind, am

**Montag, dem 9. Juni d. s. J., von nachmittags 1/2 Uhr an**  
in der hiesigen **Bürgererschule** (Zimmer Nr. 5) durch den Impfarzt Herrn Dr. med. Gerike vorgenommen werden.

**Die Nachschau der geimpften Kinder findet stets an demselben Tage der nächsten Woche in den genannten Impfstellen statt.**

Alle Eltern, Pflügeltern und Vormünder von Impfpflichtigen werden hierdurch aufgefordert, ihre unter a) und b) bezeichneten Kinder oder Pflegebefohlenen in den festgesetzten Impf- und Nachschauterminen zu bringen oder die Befreiung der Impfung durch ärztliche Zeugnisse nachzuweisen.

Diejenigen, welche diesen Nachweis zu führen unterlassen, sind mit Geldstrafe bis zu 20 Mark, und diejenigen, deren Kinder oder Pflegebefohlene ohne gesetzlichen Grund der Impfung oder Nachschau entzogen werden, mit Geldstrafe bis zu 50 Mark oder mit Haft bis zu drei Tagen zu bestrafen.

Zum Impftermin müssen die Kinder mit reinem Körper und reinen Kleidern gebracht werden. Im übrigen ist den Anordnungen des Impfärztes Folge zu leisten.

Impfungen aus Häusern, in denen ansteckende Krankheiten oder die natürlichen Pocken herrschen, dürfen zur öffentlichen Impfung nicht gebracht werden.

Zwönitz, am 5. Mai 1913.

Der Bürgermeister.

### Das Neueste.

Der Reichstanzler verhandelt neuerdings vertraulich mit den bürgerlichen Parteien über die Deckungsvorlagen.

Die deutschen Kriegervereine werden dem Kaiser zu seinem Regierungsjubiläum durch den Generalobersten v. Lindemann besondere Glückwünsche übermitteln.

Die sozialdemokratische „Volksversicherung“ wurde vom kaiserl. Aufsichtsamt für Privatversicherung genehmigt.

Die Plauer Stadtverordneten beschloßen den Bau eines Krematoriums.

Das Luftschiff „3. 4“ fuhr am Freitag trotz heftiger Gegenwinde von Baden-Los nach Gotha in sieben Stunden.

Das zur Befreiung von Skutari bestimmte Landungsboot besteht aus 100 deutschen, je 200 französischen, österreichischen und italienischen und 300 englischen Mannschaften.

Italien wird bei der Abgrenzung Albaniens darauf bestehen, daß der Kanal von Korfu nicht zu Griechenland kommt.

**Die Angelegenheit des Bürgermeisters Troemel.**  
△ Berlin, 10. Mai. Wie die „Berl. Morgenpost“ meldet, sind nunmehr amtliche Schritte zur Aufklä-

rung der Angelegenheit des in die Fremdenlegation eingetretenen Bürgermeisters Troemel von Ubedom eingeleitet worden.

**Bildung einer Marineflieger- und -Pilotenabteilung**  
△ Berlin, 10. Mai. Nach amtlicher Bekanntgabe werden am 1. Juli d. J. aus dem bisherigen Luftfahrpersonal der Marine zwei selbständige Abteilungen, die Marineflieger-Abteilung mit dem vorläufigen Standort Johannisdorf und die Marinefliegerabteilung mit dem Standort Putzig gebildet werden.

**Besuch Kaiser Wilhelms in Kopenhagen.**  
△ Berlin, 10. Mai. Wie die „Berl. Morgenpost“ aus Kopenhagen meldet, wird Kaiser Wilhelm am 16. Juni an Bord der „Dohrn“ in Kopenhagen zum Besuch des dänischen Königspaares eintreffen. Der Aufenthalt in Kopenhagen ist auf drei Tage bemessen. Im Anschluß daran tritt der Kaiser seine gewohnte Nordlandsreise an.

**Automobilunglück.**  
△ Magdeburg, 10. Mai. Ein schweres Automobilunglück ereignete sich gestern vormittag bei Salzwedel. Der Direktor der Magdeburger Privatbank Moritz Schulze hatte eine Fahrt nach Salzwedel unternommen, als plötzlich kurz vor der Stadt die Steuerung des Kraftwagens versagte, das Gefährt von der Straße abrog und gegen einen Baum rannte. Direktor Schulze wurde herausgeschleudert und sehr schwer verletzt. Der Chauffeur wurde bewußtlos vom Platze getragen.

**Sieg der Konservativen.**  
△ Zietzen, 10. Mai. Bei der gestrigen Reichstagswahl im Wahlkreis Ost- und West-Sternberg siegte der konservative Kandidat Bohy mit 9500 gegen 2400 sozialdemokratische und 1800 fortschrittliche und 1000 antisemitische Stimmen.

**Ende des Bergarbeiterstreiks.**  
△ Deuthen, 10. Mai. Der Bergarbeiterstreik in Oberschlesien ist gestern infolge seiner Aussichtslosigkeit für beendet erklärt worden.

**Angriff gegen die Preisrichter.**  
△ Offenbach a. M., 10. Mai. In der Generalversammlung des Sängerkorps der Turnvereine Offenbach wurden heftige Angriffe gegen die Preisrichter des Frankfurter Kaiserpreiswettbewerbs gerichtet, da man erwartet hatte, daß die Offenbacher zum engeren Wettbewerb zugelassen werden. Es wurde beschlossen, den erhaltenen Ehrenpreis abzulehnen und ihn dem Finanzausschuß des Festes zur Verfügung zu stellen. Dieser Verein hatte bekanntlich den letzten Trostpreis erhalten, den 23. Ehrenpreis, was nur dadurch ermöglicht wurde, daß in letzter Stunde noch zwei Ehrenpreise gestiftet wurden.

**Die Nämung Skutari.**  
△ Wien, 10. Mai. Ein Vertreter der montenegrinischen Regierung hatte gestern in San Giovanni di Medua mit dem Befehlshaber der vereinigten Esfaders, dem Kontradmiraal Burne, die näheren Umstände vereinbart, unter denen die Ablösung der Montenegro durch die internationale Matrosen-Abteilung in Skutari erfolgen soll. Die montenegrinische Regierung verlangt eine kurze Frist, um alle von den Türken eroberten Geschütze nach Montenegro zurücktransportieren zu können.

**Neue Ehe der Madame Steinheil.**  
△ London, 10. Mai. Das Blatt „Reynold News“ sagt, daß sich Madame Steinheil demnächst mit einem englischen Peer verheiratet werde.

### Kirchennachrichten für Zwönitz.

Am 1. Pfingstfeiertage predigt vorm. 1/2 Uhr Herr Vikar Schneider über Apostelgesch. 2, 1-13. Motette: „Heil'ger Quell der ew'gen Seligkeit“. Gem. Chor von Joh. Gottfr. Schicht (1753-1823). Chorbuch C.

Im Anschluß an den Vormittagsgottesdienst wird Beichte und heil. Abendmahl gehalten (Herr Vikar Schneider).

Nachm. 1/2 Uhr Kindergottesdienst (Herr Pfarrer Löcher).

Am 2. Feiertage predigt Herr Pfarrer Löcher über Joh. 14, 23-31. Kirchenmusik: „Heil'ger Geist, du Tröster mein“. Cantate für Solo, Chor und Orchester von F. W. Gast.

Nachm. 1/2 Uhr Taufgottesdienst.

Das Wochenamt hat Herr Vikar Schneider.

Am Pfingstfest wird eine kirchliche Sammlung zum Besten des Allgem. Sächs. Kirchenfonds veranstaltet.

Unterredung mit der konfirm. weibl. Jugend am Sonntag, 18. Mai, mit der konfirm. männl. Jugend am Sonntag, 25. Mai.

### Kirchennachrichten für Niederzwönitz.

Am ersten Pfingstfeiertage, früh 1/2 Uhr, Predigtgottesdienst. Cantate für gemischten Chor, Solo und Orchester von Franziskus Nagler: „Schmücht das Fest mit Maien, laßt Blumen freuen, zündet Opfer an; denn der Geist der Gnaden“ usw.; Lied 154.

In beiden Tagen wird eine Kollekte für den Sächs. Kirchenfonds veranstaltet.

Am zweiten Pfingstfeiertage, früh 1/2 Uhr, Predigtgottesdienst. Motette für Sopran und Alt von H. Palme: „Schmücht das Fest mit grünen Maien“.

### Kirchennachrichten für Dorfschennitz.

Am ersten Pfingstfeiertage vorm. 1/2 Uhr Predigt über Luc. 13, 18-21. Pfingstmotette: „Der Geist des Herrn geht durch die Welt“, für gemischten Chor von D. Schöne.

Am zweiten Pfingstfeiertage, vorm. 1/2 Uhr, Predigtgottesdienst.

Am Pfingstfest wird eine allgem. Kirchenkollekte gesammelt zum Besten des Allg. Landeskirchenfonds.

### Wertliches und Sächsisches.

Zwönitz, den 10. Mai 1913.

— Ergeb. Radfahrer-Vund. Das 10. Bundesfest findet vom 7.-9. Juni in Walschleben statt.

— Das Erste Chemnitzer Pfadfinderkorps unternimmt am Pfingstsonntag eine Wanderung nach Zwönitz (Ankunft mit 6 Uhr-Zug früh), Bad Guter Brunnen, Löbnitz, Prinzeshöhle, Niederchlema, Aue.

— Schöffengericht. Wegen Brandverrichtung hatte sich der am 8. Okt. 1890 in Köschwitz (Böhmen) geborene Schuhmachergeselle Jos. Frz. Turichner in Thalheim am Freitag zu verantworten. Er hatte ein ihm gehöriges Rad in Auerbach i. C. bei einem Bekannten, F., eingestellt. Zu letzterem kam der Vollstreckungsbeamte, um im Auftrage des Gemeindevorstandes von Thalheim für rückständige Zinsen eine Pfändung vorzunehmen. Dieser fiel auch das Rad Turichners anheim. Der Pfänder machte den F. darauf aufmerksam, daß Turichner die Aufhebung der Pfändung beim Gemeindevorstande in Thalheim beantragen solle, falls er rechtmäßigen Anspruch auf das Rad habe. Als Turichner eines Tages das Rad abholen wollte, wurde ihm durch F. der entsprechende Bescheid zuteil. F. beachtete aber die Mitteilung nicht und entfernte eigenmächtig die Pfändungssiegel. Deshalb verurteilte ihn das Schöffengericht zu 25 Mark Geldstrafe oder 5 Tagen Gefängnis (Verg. nach § 137 StrGB.).

— Die wiederholt wegen Bettelns vorbestraute, am 2. Febr. 1841 in Thalheim geborene und dort wohnende Strumpfmäherin Christiane Karoline Köcher sollte auch im Frühjahr d. J. in drei Fällen sich wiederum des Bettelns schuldig gemacht haben. Die Beweisannahme ergab, daß die Angeklagte wohl Gaben entgegengenommen hat, aber ohne darum gebeten zu haben. Die R. ist den als Zeugen vernommenen Gebern schon seit langem bekannt und geht bei ihnen aus und ein. Man macht ihr Zuwendungen, da sie dieser infolge ihres Alters und ihrer Arbeitsunfähigkeit bedürftig ist. Die Besuche der Angeklagten sind von den Zeugen nicht als Bettelgänge empfunden worden. Der Begriff des Bettelns bedeutet aber, daß man unter Berufung auf die Bedürftigkeit fremde Personen um milde Gaben bittet. Diese Merkmale sah das Schöffengericht als nicht vorliegend an und sprach die Angeklagte kostenlos frei. — Anders verhielt es sich bei dem Falle der Eheleute Grenz aus Thalheim, die wegen derselben Übertretung angeklagt waren. Der am 9. Nov. 1877 in Stollberg geborene und wegen Bettelns vorbestraute Handarbeiter Friedrich August Grenz in Thalheim hatte es zugelassen, daß seine Frau die 6 jähr. Tochter zum Betteln ausschickte. Die angeklagte Ehefrau entschuldigte ihr Verhalten mit der Notlage, in der sie sich befunden habe, da ihr Mann nicht das nötige Geld zum Lebensunterhalte zu Hause abgeben habe. Das Schöffengericht ließ deshalb der Frau gegenüber Milde walten und verurteilte sie zu zwei Tagen Haft, den Ehemann dagegen zu zwei Wochen Haft. (Ueberrt. nach § 361, 4 bezw. § 361, 4 in Verbindung mit § 48 StrGB.). — Im übrigen stand noch eine Privatklagesache an.

### Niederzwönitz.

(Vortrag.) Im hiesigen Landwirtschaftlichen Verein findet am Pfingstsonntag nachmittags 3 Uhr Vortrag statt, den Herr Bezirkstierarzt Dr. Belz-Stollberg im Gasthose „zum Lehgericht“ hält, über: 1. Die Tuberkulose des Rindviehs und ihre Bekämpfung; 2. Das freiwillige Tuberkuloseimpfungsverfahren.

### Wettervorhersage

für den 11. Mai: Warmes, trock., zieml. klares Wetter.



## Ein Blick auf die Weltlage.

Das liebliche Fest der Maie, zu dessen Feier sich die christliche Welt soeben wiederum anschickt, hat mit der Politik an sich gewiß herzlich wenig zu schaffen. Aber manchmal gibt es doch ein politisches Pfingsten, und das läßt sich gerade diesmal behaupten, denn die endlich erfolgte Nachgiebigkeit Montenegros in der Stutarfrage bedeutet zweifellos ein pfingstliches Friedensgeschenk für Europa. Man weiß ja hinlänglich, daß das kleine Königreich der Schwarzen Berge heimliche Rückenstärker und Gönner besitzt, und darum hätte niemand mit Bestimmtheit voraussetzen können, welche Folgen das schon so gut wie beschlossene bewaffnete Vorgehen Oesterreich-Ungarns gegen Montenegro vielleicht nach sich gezogen haben würde; es ist also ganz gut, daß man in Cetinje zur Einsicht und zum Einlenken gekommen ist. Allerdings bleibt selbst jetzt noch etwas von der Balkankrise übrig, auch wenn nächstens der schon seit Wochen in der Luft liegende Friedensschluß zwischen dem bisherigen Balkanbund und der Türkei perfekt werden sollte. Das albanische Problem harret noch immer seiner definitiven Lösung, und daneben bestehen die Differenzen zwischen den Balkanverbündeten wegen der Verteilung der türkischen Siegesbeute fort, in dessen dürftiger Webe bei den Bemühungen zur Lösung der albanischen Frage noch durch die auseinandergehenden Ansprüche Bulgariens, Serbiens und Griechenlands auf die angetretenen türkischen Gebiete der europäischen Frieden ernstlich in Gefahr kommen. Die Großmächte, welche an den steten Balkanverdrüßlichkeiten nachgerade genug haben, werden da wohl dort wie hier schließlich ein Machtwort sprechen.

Was die sonstige Weltlage zur jetzigen pfingstlichen Zeit anbelangt, so weist sie teilweise wenigstens ebenfalls ein befriedigendes Bild auf. Hierher gehören besonders die rasche Beilegung der bekannten jüngsten deutsch-französischen Zwischenfälle, die Fortdauer in den wiederhergestellten besseren Beziehungen zwischen Deutschland und England und nicht zum wenigsten auch die menschlichere Harmonie im Dreibunde, die sich soeben erst wieder bei der Behandlung der Balkankrise gezeigt hat, und das ist hocherfreulich; die mitteleuropäische Allianz bildet noch immer die wertvollste und sicherste Friedensbürgschaft für Europa. Weiter kann auch die Milderung in dem neuesten Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Japan wegen des kalifornischen Geleises gegen den Landerwerb durch Ausländer mit Genugtuung begrüßt werden, welche Entspannung sich darin zeigt, daß den Japanern eine dreijährige Pacht von Ländereien in Kalifornien gestattet werden soll. Freilich ist hiermit der amerikanisch-japanische Gegensatz nur überbrückt, früher oder später muß doch der kriegerische Waffengang zwischen der Union und dem aufstrebenden Reiche des Mikado um die Vorherrschaft im Stillen Ozean kommen. Was sonst noch übrig bleibt von aktuellen Vorgängen in der Weltpolitik, wie die fortbauenden Wirren in Mexiko, die neue Revolution in der Republik Haiti und die unsichere Lage in China, so sind dies alles politische Sachen, von denen ein weites untergeordnetes Bedeutung für Europa und besonders für uns Deutsche. Wir wollen uns hierdurch in der hergebrachten Feier unseres Pfingstfestes nicht weiter stören lassen.

## Politische Rundschau.

### Deutsches Reich.

Der am 24. Mai stattfindenden Hochzeit der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit dem Prinzen Ernst August von Cumberland werden von ausländischen regierenden Fürstlichkeiten, wie es heißt, nur der König und die Königin von England, sowie der Kaiser von Rußland beiwohnen, da die Hochzeitsfeier wegen der Trauer im Hause Cumberland nur im engeren Familienkreise begangen werden soll. Immerhin wird die Zahl der fürstlichen Hochzeitsgäste des Kaiserpaars noch eine stattliche sein, denn es werden zu den Berliner Vermählungsfeierlichkeiten außer den oben Genannten noch erscheinen selbstverständlich die Eltern der Braut, der Herzog und die Herzogin von Cumberland, und die Schwester, Prinzessin Olga von Cumberland, ferner die Großherzogin-Witwe Luise von Baden, der Großherzog und die Großherzogin von Baden, der Großherzog und die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen mit ihren Söhnen, den Prinzen Waldemar und Sigismund, Prinz und Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, Herzog-Regent Johann Albrecht von Braunschweig, Prinz und Prinzessin Max von Baden usw. Unbestimmt ist noch die Teilnahme des griechischen Königspaares — Königin Sophie ist bekanntlich eine Schwester Kaiser Wilhelms — an der Hochzeitsfeier am Berliner Hofe.

Von gut unterrichteter Seite erfährt die „Polit. Reichs-Korr.“ noch, daß es nunmehr als gewiß anzusehen sei, daß weder der Zar noch der König von England von den leitenden Ministern der auswärtigen Politik ihrer Länder auf ihrer Reise nach Berlin zur Teilnahme an den Hochzeitsfeierlichkeiten im Kaiserhause begleitet sein werden. Weder Sazonow Grey werden demnach nach Berlin kommen. Man legt in Berlin Wert darauf, den familiären Charakter der Hochzeitsfeier zu betonen, und daher alles fernzuhalten, was diesen Charakter beeinträchtigen könnte.

Anschließend des herangehenden Regierungsjubiläums des Kaisers steht, dem „B. T.“ zufolge, eine beschränkte Amnestie zu erwarten. Es ist, wie verlautet, ein Strafverlaß der Haft- und Gefängnisstrafen bis zu acht Wochen und der Geldstrafen bis zu 500 Mark geplant.

Der preussische Handelsminister Sydow ist in Wien eingetroffen. Ueber den Anlaß der Anwesenheit des Herrn Sydow in der österreichischen Hauptstadt ist noch nichts Authentisches bekannt.

Eine erfreuliche Tat des deutschen Kronprinzen. Der Kronprinz hat dem Magistrat von Berlin angeboten, während der Abwesenheit seines Regiments von Ende August bis Mitte September aus Danzig-Langfuhr 100 Berliner Gemeindschulkinder unter Begleitung einiger Lehrer in der Kaserne des 1. Leib-Fußarenregiments auf drei Wochen zu beherbergen und zu verpflegen. Die Kosten der Reise und des Aufenthaltes, sowie der ärztlichen Beaufsichtigung und Pflege will der Kronprinz übernehmen. Die Umgebung

von Danzig, die sich für Ausflüge, Sportspiele, Spaziergänge usw. besonders eignet, solle den Kindern ebenso gesunde wie erfrischende Ferien verschaffen. Der Magistrat hat das Anerbieten angenommen und die Auswahl der Kinder der Schuldeputation übertragen. Es sollen nach Wunsch des Kronprinzen besonders solche Kinder berücksichtigt werden, denen sonst keine Gelegenheit geboten ist, die Großstadt zu verlassen.

### Die deutsche Regierung und der Fall Troemel.

Zur Frage der Befreiung des Bürgermeisters Troemel aus der französischen Fremdenlegion wird der „N. Fr. Corr.“ von unterrichteter Seite geschrieben: Die deutsche Regierung hat bisher Schritte in dieser Angelegenheit nicht ergreifen können, weil ihr ein Antrag weder von Seiten des Bürgermeisters Troemel, noch seiner Angehörigen vorliegt, sich mit den französischen Behörden in Verbindung zu setzen. Solange aber ein solcher Antrag nicht vorliegt, ist die Regierung nicht in der Lage, selbstständig vorzugehen, weil sie sowohl für die Tatsache, daß sich Troemel überhaupt in der Fremdenlegion befindet, als auch dafür, daß er widerrechtlich, weil gegen seinen eigenen Willen oder ohne seinen vernunftmäßigen Entschluß, in der französischen Truppe festgehalten werde, keine Beweise hat. Die Regierung muß also erst zum Einschreiten veranlaßt werden, was ja, wie es scheint, in aller nächster Zeit geschehen wird. Was die Aussichten einer Intervention von deutscher amtlicher Seite betrifft, so können sie nicht als ungünstig bezeichnet werden.

### Die sozialdemokratische Versicherungsgründung „Volkserziehung“

ist vom Kaiserl. Aufsichtsamt für Privatversicherungen genehmigt worden. Alle gegen die Versicherung geltend gemachten Bedenken wurden für unbegründet erklärt. Die Versicherung wird nun nach Eintragung des Unternehmens in das Handelsregister ihren Geschäftsbetrieb aufnehmen, nachdem bereits in den letzten Monaten eine große Anzahl Versicherungen unter Vorbehalt abgeschlossen worden sind.

### Balkanhalbinsel.

Zahlreiche Albanesen, teils dem Stamme der Miriditen, teils dem der Makhsoren angehörig, vertrieben die montenegrinische Besatzung aus dem albanischen Plaze Alessio, nachdem die Serben von dort abgezogen waren, und lösten die albanische Plage. — Esjad Pascha will seine Truppen in Durazzo einschiffen und hat die Pforte telegraphisch ersucht, ihm die nötigen Dampfer zu schicken. Esjad Pascha bestreitet, daß seine Truppen mit denen Djavid Paschas einen Kampf gehabt hätten, wie dies jüngst gemeldet worden war. — Die Balkanverbündeten verlangen noch mehrere Zusätze zu dem von den Mächten vorgeschlagenen Entwurfs des Friedensvertrages mit der Türkei; doch erscheinen diese Zusätze nicht geeignet, das Zustandekommen des Friedensschlusses wieder zu erschweren.

Die Londoner Botschafterkonferenz hielt am Donnerstag wieder eine Sitzung ab. In ihr besprach man die Zukunft Stutarsis und die Frage der staatlichen Gestaltung Albanien; doch wurden noch keine entscheidenden Beschlüsse gefaßt. Die nächste Sitzung der Botschafterkonferenz soll nicht vor dem 20. Mai stattfinden, sofern nicht unterdessen unerwartete Zwischenfälle eintreten sollten. Am gleichen Tage gab es auch im englischen Unterhause eine der albanischen Frage gewidmete Debatte, sie förderte indessen nichts wesentlich Neues hierüber zutage. Nach einer Meldung aus Rom sind die dortigen maßgebenden politischen Kreise nicht ohne Sorge über die Weiterentwicklung des albanischen Problems. Die militärischen Maßnahmen Italiens für einen etwaigen Einmarsch in Albanien werden denn auch bis auf weiteres beibehalten.

### England.

In London fand am Donnerstag im Prozeß gegen die Anhängerinnen des Frauenstimmrechtes, Frau Drummond, Fraulein Kenney und den Chemiker Clayton auf dem Polizeigerichte in der Bowstreet ein neues Verhör statt. Es wurden weitere Dokumente vorgelesen, um den Beweis für das Bestehen einer Verschwörung zu erbringen. Die Prozeßverhandlungen wurden darauf bis zum 13. Mai vertagt und alle weiblichen Angeklagten gegen Bürgschaft freigelassen.

### Amerika.

Das Repräsentantenhaus zu Washington hat in seiner bisherigen Beratung der neuen amerikanischen Zolltarifbill eine ganze Reihe von Änderungen an dem vorliegenden Entwurf vorgenommen. Gerade die Ausführungsbestimmungen der Bill aber, die in den parlamentarischen Kreisen der Union steigenden Widerstand wegen ihrer befürchteten schädigenden Wirkungen auf das Geschäftsleben hervorgerufen, sind vom Repräsentantenhaus unverändert gelassen worden. Uebrigens sucht die republikanische Opposition die definitive Entscheidung des Repräsentantenhauses über die Zolltarifbill noch möglichst hinauszuziehen, was allerdings der Opposition nicht viel helfen wird.

Die Erdbeben am Panamakanal wiederholten sich neuerdings in der beunruhigendsten Weise. Besonders bei Culebra sind, wie der „Daily Mirror“ meldet, zahlreiche Erdbeben vorgekommen. Der Durchbruch bei Goldhill ist völlig geschlossen. Für die kommende Regenzeit erwartet man weitere Schwierigkeiten und befürchtet einen Erdbruch bei Cucafacha. Die Eröffnung des Kanals wird dadurch wahrscheinlich verschoben werden müssen. Bei Culebra allein sind mehr als zwei Millionen Kubikmeter Gestein in den Kanal gestürzt.

### Sien.

In China gährt es immer bedenklicher gegen die jetzige republikanische Regierung; es wird der Ausbruch ernstlicher Unruhen befürchtet.

## Wertliches und Sächsisches.

Neue Zugverbindungen von und nach dem Erzgebirge. Es ist nicht zu verkennen, daß der diesjährige Sommerfahrplan für das reisende Publikum von und nach dem Erzgebirge wiederum so manche Verbesserungen aufzuweisen hat. Sie sind herbeigeführt worden zu einem Teile durch Einlegen neuer Züge, speziell auf der Linie Chemnitz—Aue—Amdorf, und auf der Strecke Verbaun—Schwarzenberg, andererseits dadurch, daß auch auf den größeren Anschlußstationen neue Zugverbindungen geschaffen worden sind, die das Reisen nach den Hauptstationen in weiterem Maße beschleunigen. Zunächst ist auf der Linie Chemnitz—Amdorf ein neuer Eilzug eingesetzt worden, der 6,30 Uhr früh Chemnitz verläßt, Anschlüsse von

Richtung Döbeln und Leipzig aufnimmt und 8,1 Uhr in Aue eintrifft. Dieser Eilzug führt nur zweite und dritte Wagenklasse. Er hält zur Ausnahme von Reisenden in Burkhardttsdorf, Weinersdorf, Thalheim, Zwönitz und Böhmisch unterer Bahnhof und findet in dem seitherigen, von Aue 8,18 Uhr mit 2.—4. Wagenklasse in Richtung Amdorf weiterfahrenden Zuge eine natürliche Fortsetzung. Auch nach den übrigen Richtungen vermittelt er Anschluß. Touristen und sonstigen Vergnügungsreisenden bietet der neue Zug eine weitere Gelegenheit, das obere Erzgebirge zu besuchen. In umgekehrter Richtung verläßt dieser Eilzug wieder Aue 1,40 Uhr nachm. Als solcher wird er bis Dresden geführt und kommt daselbst 4,50 Uhr an. Wer diese Reise von Chemnitz nach Leipzig bei diesem Zuge fortsetzt, findet von da nach Berlin mittels Schnellzuges Anschluß und trifft auf diesem Plaze 8,35 Uhr abends bereits ein. Die Linie Zwickau—Schwarzenberg weist gleichfalls zwei Züge als Vermehrung auf; während diese in früheren Jahren nur an Sonn- und Feiertagen verkehrten, ist deren Benutzung auch an den Wochentagen jetzt ermöglicht worden. Es ist der in Aue 8,15 Uhr vorm. von Zwickau eintreffende Eilzug, der nach einem Aufenthalte von vier Minuten, also 8,19 Uhr, direkt bis Schwarzenberg (ohne Halten auf Unterwegstationen) fährt, dort sowohl Anschluß nach Annaberg, wie nach Johanngeorgenstadt findet und in Karlsbad (Zentralbahnhof) mittags 11,49 eintrifft. Der Zug ist ein beschleunigter; außer in Johanngeorgenstadt hält er nur noch in Reudel. In der entgegengesetzten Richtung fährt dieser Zug statt 9,15 Uhr abends, jetzt 9,28 Uhr in Aue ab. Für die Reisenden nach Leipzig gestaltet er sich besonders günstig, weil bei ihm das übliche Umsteigen in Zwickau bzw. in Verdaun wegfällt und er am bestimmten Orte 11,43 Uhr abends bereits ankommt. Ebenso ist in Zwickau mittels eines neuen Eilzuges, der 10,35 Uhr dort abgeht, Gelegenheit vorhanden, die Reise in das Vogtland und nach Bayern auszuführen.

### Evangelischer Kirchenfonds.

An beiden Feiertagen des bevorstehenden Pfingstfestes soll wieder eine Kollekte für den allgemeinen Kirchenfonds in allen evangelisch-lutherischen Kirchen unseres Landes gesammelt werden. Was der allgemeine Kirchenfonds ist, und was er für unsere evang.-luth. Kirche bedeutet, ist leider immer noch viel zu wenig bekannt. Er ist eine Stiftung, die im Jahre 1876 von Mitgliedern der zweiten ordentlichen Landesynode begründet worden ist, um die fehlenden Mittel zur Verringerung und Beseitigung der kirchlichen Notstände in unserem lieben Sachselande zu schaffen, und aus eigener Kraft ihre hohen, immer wachsenden Aufgaben zum Segen unseres sächsischen Volkes zu erfüllen. Ziel ist zur Besserung unserer kirchlichen Verhältnisse in unserem dichtbevölkerten Lande schon gesehen und immer hat sich auch die Landeskirche für ihre segensreiche Wirksamkeit der dankenswerten finanziellen Hilfe des Staates in vielen Beziehungen in reichem Maße zu erfreuen gehabt. Allein viele beklagenswerte Notstände auf kirchlichem Gebiete konnten noch nicht beseitigt werden, viele dringende Aufgaben sind noch unerledigt geblieben, und manche berechtigten Wünsche auch von Geistlichen und Kirchenbeamten harren noch ihrer Erfüllung, nur weil die nötigen Mittel dazu fehlen. Die starke Zunahme der Bevölkerung, namentlich in den Vororten der Großstädte und in den Industriebezirken macht die Gründung neuer Kirchspiele, den Bau neuer Kirchen und Pfarrhäuser, die Vermehrung der geistlichen Kräfte nötig, und es sind hierbei meist Gemeinden in Frage, die über eine nur geringe Steuerkraft verfügen und dringend der Unterstützung bedürfen. Aber auch viele alte ländliche Gemeinden gibt es, deren Kirchen und Pfarrhäuser der baulichen Erneuerung bedürfen, denen aber die Mittel dazu fehlen. Dazu treten fortwährend neue Aufgaben an die Kirchengemeinden heran, die meist größere Mittel zu ihrer Lösung erfordern. Die kirchliche Jugendpflege, die Gemeindebildung, der Bau von Gemeindehäusern und Jugendheimen, die Heilbarmachung der Kirchen, die Anstellung von Jugendpflegern und anderen Hilfskräften, die infolge der Zeitverhältnisse nötige Aufbesserung der Besoldung der Kirchenbeamten fordern immer größere Aufwendungen, denen die finanziellen Kräfte der Gemeinden oft nicht gewachsen sind, und die doch aufgebracht werden müssen, soll nicht das kirchliche Leben schweren Schaden leiden. Und wie viele Gemeinden gibt es, die nicht einmal in der Lage sind, den Mindestgehalt ihrer Geistlichen aufzubringen, geschweige denn die letzteren ihrem Dienstalter und ihren Leistungen entsprechend zu besolden. Hier überall in dem erforderlichen Maße Hilfe zu schaffen, reichen die zur Verfügung stehenden Staats- und anderen Mittel bei weitem nicht aus. Die Landeskirche muß daher, da sie leider ein Selbstbestreuungsrecht noch nicht besitzt und bedauerlicherweise der für sie so wichtigen Stiftung in den 36 Jahren ihres Bestehens nur eine einzige namhafte Kapitalzuwendung von privater Seite zugegangen ist, sich immer und immer wieder an die Kirchengemeinden und alle kirchlich Gesinnten im Lande mit der herzlichsten Bitte wenden, reichliche Gaben ihrem allgemeinen Kirchenfonds darzubringen, damit auf diese Weise ihre finanzielle Kraft gestärkt und sie besser in den Stand gesetzt werde in allen Nöten und allen Stürmen der Zeit zu ihrem Teile der Wohlfahrt unsres Volkes zu dienen. Möge sie auch in diesem Jahre viele opferwillige reichlich spendende Geber finden.

Der Kantoren- und Organistenverein der Kreishauptmannschaften Zwickau und Chemnitz, der zurzeit 370 Mitglieder zählt, hält seine 48. Hauptversammlung unter Vorsitz des Herrn Kantor Kreher in E. O. L. I. b. g. Mittwoch, den 14. und Donnerstag, den 15. Mai, in „Stadt Kirchberg“ ab. Den sachwissenschaftlichen Hauptvortrag hält Herr Kirchenmusikdirektor Prof. Mauerhoff in Chemnitz (Mitglied des Vereins) über das Thema „Thematische Arbeit in sinfonischen Formen“, während in der Festigung der langjährige frühere Vorsitzende des Vereins, Herr Oberlehrer und Organist i. R. Robert Bute in Blasewitz über „Kirchenmusikalische aus Dresden“ sprechen wird. Das Kirchenkonzert bringt als Hauptwerk eine Vokalmesse für vier Solostimmen und Chor von Herrn Seminaroberlehrer Müller in Frankenberg (Mitglied des Vereins). Solistisch beteiligt sich dabei Fr. Lisa Tegner und Fr. Elisabeth Eisenreich aus Chemnitz. Die freiwilligen Orgelvorträge in der Stadtkirche, die sich der zweiten Hauptversammlung anschließen, werden sich insofern interessant gestalten,



als sämtliche Mitglieder des im Verein bestehenden Musikauschusses Werke eigener Komposition spielen werden. Es sind dies die Herren Organist Gerhardt in Zwickau, Kantor Henze in Plauen und Organist Junf in Greiz.

#### Gornsdorf.

(Sängertag.) Der hiesige Männergesangsverein „Liedertafel“ hält am 5., 6., 7. Juli sein 40 jähriges Stiftungsfest, verbunden mit Fahnenweihe, ab. Anlässlich dieses Jubiläums hat der Zwönitz-Quertaler Sängerbund, dem der Verein angehört, beschlossen, seinen diesjährigen Sängertag nach dort zu verlegen.

#### Burkhardttsdorf.

(Schwerer Unfall.) Freitag kurz vor Mittag ist der 35 Jahre alte Zimmerpolier Otto Hermann aus Meinersdorf beim Heben eines Baues zwei Stock hoch heruntergefallen. Er erlitt einen schweren Schädelbruch, außerdem verschiedene schwere Verletzungen, so daß sich die Heberführung in das Chemnitzer Stadtfrankenhaus nötig machte.

#### Thum.

(Fünfzigjähriges Stiftungsfest.) Die hiesige freiwillige Feuerwehr feiert am 30. Juni das Fest ihres 50 jährigen Bestehens. Es sind aus diesem Anlaß größere Festlichkeiten vorgesehen.

#### Chemnitz.

(Eingemeindungsfrage.) Am Mittwoch hat unter dem Vorsteher des Amtshauptmanns zwischen Vertretern des Stadtrates zu Chemnitz und des Gemeinderates zu Gößa eine mündliche Verhandlung über verschiedene Bedingungen für die etwaige Eingemeindung Gößas in die Stadt Chemnitz stattgefunden. Die Verhandlung hat zu einem für beide Teile befriedigenden Ergebnisse geführt.

#### Leisnig.

(Die neue Gasanstalt.) Die städtischen Kollegien zu Leisnig beschäftigen sich seit einiger Zeit mit der Frage der Errichtung einer neuen Gasanstalt. Die bisherige Gasanstalt ist an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, und da der Bedarf an Gas durch die zahlreichen, mit der Garnisonvermehrung in Zusammenhang stehenden Neubauten beständig steigt, ist der Bau einer neuen städtischen Gasanstalt nicht mehr zu umgehen. Der Gasauschutz hat bereits den einstimmigen Beschluß gefaßt, noch in diesem Jahre mit der Bauausführung zu beginnen. Die Stadtverordneten hingegen erklärten sich nach langer, angeregter Debatte mit diesem Vorschlag nicht einverstanden. Sie beschloßen, erst noch einen revidierten Plan nebst genauen Kostenanschlag von der Firma Klönne-Dortmund, deren Projekt zur engeren Wahl stand, die jedenfalls mit der Bauausführung beauftragt werden dürfte, einzuholen. Danach erst werden die städtischen Kollegien zu dieser Frage endgültig Stellung nehmen.

#### Vöban.

(Städtisches.) Zu der Einführung einer Eintrittskartensteuer entschloß sich der Stadtrat der Stadtgemeinde Vöban. Die Steuer, die 950 Mark einbringen soll, betrifft Zirkus-, Kinematographen-, Varieteevorstellungen und Darbietungen ähnlichen Charakters, sowie Konzerte von auswärtigen Kapellen. Die Theateraufführungen ließ man, wie es anfangs nicht beabsichtigt war, unberührt. — Die Kosten beim Krankenhausbau überschreiten die veranschlagte Summe von 81 000 Mark bisher um annähernd 58 000 Mark. Es sind angeblich noch weitere Ueberschreitungen zu erwarten.

### Aus den Gerichtssälen.

**Zwönitz.** (Gefängnis für Wadel- und Schiebetänze.) Wegen Verübung öffentlichen Vergnügens durch unzüchtige Handlungen ist vom Schöffengericht Zwönitz der Artist und Humorist Ernst Weber in Aue zu 10 Tagen Gefängnis und kurz vorher vom Schöffengericht Aue zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt worden. Gegen beide Urteile hatte Weber wie auch die Staatsanwaltschaft gegen das Urteil des Schöffengerichts Aue Berufung eingelegt. Weber hatte gelegentlich bei Vorstellungen auf der Bühne u. a. auch den sog. Schiebetanz vorgeführt und dabei ein anstößiges Lied gesungen, wodurch er unter dem anwesenden Publikum Vergnügen gegeben hatte. Auf Grund des Ergebnisses der jetzigen Berufungsverhandlungen vor dem Landgericht Zwickau wurden beide Schöffengerichtsurteile abgeändert und der Angeklagte zu 80 und 100 Mark Geldstrafe verurteilt. — Schlimmer erging es dem Arbeiter Paul Denter aus Bernburg und der Kontoristin Martha Teichert aus Magdeburg, die in einem Tanzlokale Wadel- und Schiebetänze tanzten. Sie wurden vom Saalbesitzer mehrere Male auf das Verbot aufmerksam gemacht, kehrten sich aber nicht an dasselbe und erregten dadurch bei mehreren Gästen Vergnügen. Sie hatten sich deshalb vor dem Schöffengericht zu verantworten, das wegen Vergehens gemäß § 183 des Strafgesetzbuchs (Erregung von Vergnügen) gegen D. auf 6 Monate Gefängnis und gegen die Tänzerin auf 50 Mark Geldstrafe oder 6 Tage Gefängnis erkannte. — Zu diesen Verurteilungen bemerkt der geschäftsführende Vorstand des

Sächsischen Saalhaberverbandes folgendes: Dieses Urteil wird jeder Saal- und Gastwirt mit Genugtuung begrüßen und dabei den berechtigten Wunsch hegen, daß überall die Behörden mit größter Strenge gegen diese mehr als unanständige Tanzerei vorgehen möchten. Nur mit Unterstützung der zuständigen Behörden wird es den Saal- und Gastwirten möglich sein, mit Erfolg die bedauerlichen Auswüchse zu beseitigen und den anständigen Tanz wieder zu Ehren zu bringen.

### Vermischtes.

\* Ein unterirdisches Telegraphennetz für die französischen Festungen an der Westgrenze. Eine neue wichtige Maßnahme der französischen Landesverteidigung, die wieder erneut beweist, wie Frankreich auf alle nur mögliche Weise die Grenze gegen Deutschland zu stärken versucht, ist, wie der Korrespondenz „Deer und Politik“ von militärischer Seite geschrieben wird, unlängst zum Abschluß gekommen. Es handelt sich um ein unterirdisches Telegraphennetz, durch das die ganzen französischen Festungen miteinander verbunden sind, das also allen äußeren Einflüssen entzogen ist und im Kriegsfall, selbst wenn der Feind im Lande ist, kaum zerstört werden kann. Im Jahre 1870/71 hat es sich herausgestellt, daß die oberirdische Zuführung elektrischer Leitungen im Kriege ohne jede Bedeutung ist, wenn der Feind im Lande siegreich ist, da naturgemäß sofort die telegraphischen Leitungen nach den Festungen zerstört werden. Aus diesem Grunde hat sich die französische Heeresverwaltung schon im Jahre 1895 veranlaßt gesehen, die festen Plätze an der französischen Ostgrenze mit unterirdischen Telegraphenleitungen zu versehen. Diese telegraphischen Leitungen vom Jahre 1895 waren aber bereits nach einem Jahre unbrauchbar, da sie durch die Zerschmetterung des Bodens zerstört wurden. Da unterirdische Telegraphenleitungen aber eine große Sicherheit gewähren und gegen Zerstörung durch den Feind vollkommen geschützt sind, so kann die französische Heeresverwaltung auf Mittel und Wege, um die Leitung vor der Zerstörung zu sichern. Ein französischer Volksektor namens Quenne fand nun 1912 ein Mittel, alle die Telegraphenleitungen vollkommen gegen alle zerstörenden Einflüsse des Erdbodens sicherzustellen. Er bot dieses Mittel der Heeresverwaltung an, die es nach kurzer Erprobung auch annahm und auf neue die Arbeiten an dem wichtigen Telegraphennetz der französischen Festungen an der Ostgrenze beginnen ließ. Vor kurzem ist das erste Telegramm zwischen den einzelnen Festungen gewechselt worden. Die Erneuerung des Telegraphennetzes hat rund 5 Millionen Franks gekostet. Die französischen Festungen an der deutschen Grenze sind also jetzt wiederum auf unterirdischem Wege durch Telegraphenleitungen verbunden. Außerdem haben sie natürlich noch Einrichtungen für drahtlose Telegraphie, die aber im Kriege auch nicht die große Sicherheit gewähren, wie die unterirdischen Telegraphenleitungen. Der Postbeamte Quenne, der seinem Vaterlande einen so großen Dienst geleistet hat, hat jetzt den Dank des Vaterlandes erfahren, und zwar in einem Umfange, aus dem hervorgeht, wie sehr die französische Regierung die unterirdischen telegraphischen Verbindungen der Festungen an der deutschen Grenze einschätzt. Der einfache Beamte wurde nämlich durch einen Erlaß des Präsidenten zum Inspektor des postes et des telegraphes ernannt. Insbesondere sind ihm die Gebiete der unterirdischen Telegraphie anvertraut. Außerdem erhielt er für seine Erfindung noch ein Ehrengeld von 20 000 Franks.

\* Filialen-Elend. Zu den unerfreulichsten Erscheinungen im Handelsstande gehören die Filialbetriebe. Nicht nur, daß sie dem Angestellten die Selbstständigkeit erschweren und dem Kaufmann eine starke, kaum zu ertragende Konkurrenz machen, also geradezu mittelstandsfeindlich wirken; die Maschinenbetriebe, mit denen die Filialbetriebe ihre „Geschäfte“ betreiben, fordern zu einer öffentlichen Kritik heraus. Die „Verbandsblätter“, die Zeitschrift des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig, beschäftigen sich eingehend mit den Mißständen in Filialbetrieben. Es wird dort ausgeführt, daß Filialleiter gesucht werden, die Skaution stellen, sich einer drückenden Konkurrenzklause unterwerfen und Anstellungsbedingungen eingehen müssen, die in den meisten Fällen zu einer schweren wirtschaftlichen Schädigung des Betroffenen führen. Besonders in der Lebensmittelbranche werden derartige Filialbetriebe auf meistens unsicherer Grundlage begründet. In der Regel wird so verfahren: Es werden Filialen eingerichtet, für die Leiter mit 3—5000 Mark Einlage gesucht werden. Um die Bewerber ganz sicher zu machen, wird ein Einkommen von 200 Mark monatlich „garantiert“, das vom Erlöse beim Verkauf abgezogen werden kann. Auch die vorhandenen Waren werden in Höhe des eingezahlten Kapitales als „Sicherheit“ verschrieben. Das erweckt den Eindruck eines sicheren und reellen Unter-

nehmens, bei dem anscheinend keine Gefahr vorhanden ist. In der Praxis kommt es allerdings anders. In einem bekanntgewordenen Falle bekam der Filialleiter in der Weihnachtszeit die Waren, die er brauchte, nicht geliefert. Er konnte also kein Geschäft machen und sein Anspruch, das Gehalt von den Einnahmen vorweg zu nehmen, hatte gar keinen Wert. Die Miene, zu deren Bezahlung die Firma vertraglich verpflichtet war, wurde nicht bezahlt, die Gesellschaft in der Zwischenzeit zum Teil auf andere Personen übertragen. Nur das energische Vorgehen des Filialleiters mit Hilfe eines Rechtsanwaltes rettete ihm das eingezahlte Geld. Die Rechnung bei solchen „Gründungen“ ist ganz einfach. Wenn nur 50 Filialen mit Leitern, die eine Einlage von 3000 Mark leisten, besetzt werden, so kann man schon ruhig 30—40 000 Mark für Einrichtung und Warenlieferung ausgeben und doch noch einen anständigen Gewinn machen. Die Gründer haben inzwischen gewechselt, die alten sind mit dem Gewinn ausgeschieden und die neuen haben nichts. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, und die armen Opfer trauern ihren sauer erparten Groschen nach. Andere Betriebe machen das Geschäft wieder auf andere Weise. Es wird von den Angestellten eine Haftsumme für Mantos verlangt. Die Höhe der Summe richtet sich nach der Größe der Ersparnisse des Bewerbers. Da in Lebensmittelbetrieben die Möglichkeit eines Mantos immer vorhanden ist und vor allem, weil im Verträge niemals festgelegt ist, nach welchen Grundätzen die Inventur vorgenommen werden soll, bekommt der Angestellte fast niemals etwas von seinem Gelde zurück, wenn er aus irgendeinem Grund entlassen wird. In der Regel werden an ihn noch weitergehende Anforderungen gestellt, sobald er nicht nur sein Geld verliert, sondern noch Schuldner der Firma bleibt. Die Verträge sind mit so großem Raffinement ausgearbeitet, daß der gerichtliche Austrag meistens zu Ungunsten des Angestellten ausfällt, trotzdem das Unlautere des Treibens offenbar ist. Alle Angestellten sollten die Warnung befolgen, vor Abschluß solcher Verträge nicht erst, wenn sie herein gefallen sind, beim Verband Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig Rat einzuholen. Wer eine Stellung als Filialleiter annehmen will, wende sich daher stets an die Abteilungen Rechtsschutz oder Auskunft des Verbandes.

\* Ein ganzes Dorf bei einem Schankwirt zu Gast. Ueber ein humoristisches Vorkommnis, das mit den politischen Vorgängen der letzten Zeit in Zusammenhang steht, und das zeigt, wie die großen Welt ereignisse sich im Leben des einzelnen spiegeln, wird aus Wien geschrieben: Ein Gasthofsbesitzer in einer Ortschaft des Pinzgau erfuhr dieser Tage eine sehr unangenehme Ueberraschung. Der Wirt, der gern in politischen Dingen kanngiebert und sich für eine kleine politische Leuchte hält, hatte vor Wochen mit großer Bestimmtheit erklärt, daß der Krieg Oesterreichs gegen Montenegro bis zum 1. Mai beginnen werde. Er sei sich darüber völlig klar und er werde recht behalten. Sollte der Krieg nicht bis zu diesem Termine ausbrechen, so könnten sich alle Einwohner des Ortes bei ihm einfinden, und alle in seinem Keller aufgestapelten Vorräte an Bier, Wein und Spirituosen verbrauchen. Natürlich war die Prophezeiung, wie man weiß, zum 1. Mai nicht wahr geworden, und so dachten denn die freundlichen Mitbürger des Gastwirts seines Versprechens und begaben sich unter Führung eines biederen Fleischermeisters, der sich für die Richtigkeit und Gültigkeit der Wette einsetzte, in die Wirtschaft, um den Gastwirt beim Wort zu nehmen. Es langte vor dem Gasthause ein stattlicher Zug hungriger und durstiger Gemeindeglieder an, die in äußerst seltener Stimmung waren und die zugesagte Stillung ihres Hungers und Durstes begehrten. Aller Widerstand des recht überraschten Gastwirts half nichts, er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und zusehen, wie sich seine, von ihm selbst geladenen, aber doch höchst unvollkommenen Gaste an seinen Vorräten an Küche und Keller gütlich taten. Wie ausgiebig man den Wirt bei seinem vornehmlich gegebenen Worte hielt, zeigt sich daraus, daß am anderen Tage gegen 40 leere Bierkrüge und gegen 300 leere Weinflaschen im Garten lagen. Und wo vorher die ledesten Vorräte an Wurst und Schinken geblieben waren, war jetzt nichts als eine gähnende Leere. Der zweite Teil dieser Geschichte kommt aber noch nach. Da am ersten Tage die Gäste die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatten, machte ihnen der Wirt die Rechnung am Tage hinterher. Er schickte nämlich dem Fleischermeister eine Quittung über den Betrag von 300 Kronen, die dieser sofort bezahlen sollte. Der dachte aber nicht im entferntesten daran, für die Vorteilhaftigkeit des politischen Wirtes zu büßen. Er wollte vielmehr diesem für seine Kenonmütigkeit eine fühlbare Lehre erteilen, und ist der Meinung, daß er selbst durchaus im Rechte sei, da ja niemand den Wirt aufgefordert hatte, die Wette einzugehen. Da der Wirt aber auf seiner Forderung besteht, wird sich die ganze vergnügte Gesellschaft wahrscheinlich noch demnächst im Gerichtssaal wieder zusammenfinden.

**Bräutleute** sollten niemals versäumen bei Bedarf von Wohnungseinrichtungen den ausgedehnten Möbellagern der **Möbelfabrik Theodor Jäger Chemnitz, Reitbahnstraße 4-6** einen Besuch abzustatten, denn man kauft dort äußerst solide, geschmackvolle und hochmoderne Wohnungs-Einrichtungen für Mk. 263.—, 369.—, 679.—, 947.—, 1504.—, 1765.— und höher je nach Ansprüchen. Viele entzückende Neuheiten von Salons, Herren-, Speise-, Wohn-, Schlafzimmer und Küchen aller Stil- und Holzarten übersichtlich in eleganten Musterzimmern aufgestellt. Besichtigung des großen Etablissements jedermann, auch Nichtkäufern, gern gestattet.

Der reichhaltige Katalog Nr. 30 gratis und franko. Langjährige Garantie. Franko-Lieferung.

**Möbelfabrik Theodor Jäger CHEMNITZ, nur Reitbahnstraße 4-6.** Fernsprecher 2238. Gegründet vor 31 Jahren.

**Bei Kopfschmerzen!** Sicher in Wirkung, angenehm im Gebrauch sind **Dr. Busch's Kopfschmerzmittel**. 12 Pulver 50 Pfg. 1025. Bei: **Carl Schmidt Söhne, Drogerie.**

**Wäschemangeln** Waschmaschinen, Wringmaschinen, neueste Systeme, liefert unter Garantie zu billigen Fabrikpreisen bei günstig. Zahlungsbedingungen 2860 **Paul Thiele, Chemnitz, Maschinenfabrik, Hartmannstraße 11.**

**Urin,** der trübe ist oder absetzt, zeigt meist Erkrankungen an. Wer Schmerzen beim Wasserlassen, im Kreuz, Magen oder Unterleib hat, wer wissen will, wo es fehlt, sende per Post seinen Morgenurin zur Untersuchung und Erkennung aller ersichtl. Krankheiten an das Laboratorium **Timmeler, Altenburg, A.S.** 9656

**Musikinstrumenten-, Musikalien- und Saitenhandlung**

**G. Ottomar Menzel, Zwönitz.** Durch äußerst günstigen Einkauf größerer Mengen Musikwaren empfehle solche billigst:

Konzertina und Bandonion mit neu silbernen Schuzeugen von 32,00 Mk. an.  
Konzert-Zithern von 15,00 Mk. an. Ziehharmonikas von 3,00 Mk. an.  
Akkord-Zithern " 10,00 " " Wundharmonikas " — 30 " "  
Kofen in großer Auswahl für Klavier, Konzert- und Akkord-Zithern usw. stets an Lager.  
Bestimmte Zithern jeder Art nehme zum Reinstimmen, sowie zum Besaiten an.  
Alle vorkommenden Reparaturen werden prompt und billigst ausgeführt.  
Betreitung erstklassiger (neuer und gespielter) Pianos und Harmoniums. 9225

Herren-, Damen- und Kinder-Garderoben, sowie Porzellan, Decken, Hebergardinen usw. werden zum Färben und chem. Reinigen angenommen bei **Ernst Friedrich, Zigarrengeschäft, Sauberste und schnellste Ausführung. Billigste Preise.** 2004

**Fliegenfänger,** Marke „Schwapp“, vorzügliche Qualität, empfehlen **Carl Schmidt Söhne.** Wiederverkäufer hohen Rabatt.



**Photogr. Anstalt „Adler“,  
Zwönitz**

empfehlte sich zu photographischen Arbeiten aller Art in vorzüglichster Ausführung zu jeder Tageszeit. Auf Wunsch im eigenen Heim und auswärts ohne Preiserhöhung.



**Große Auswahl in Fahrrädern.**

Marke „Wanderer“, „Ezelsfor“, „Triumph“ usw., außerdem preiswerte Räder mit Torpedo-Freilauf von 75 Mk. an. **Reichhaltiges Lager** in Laufdecken, Luftschläuchen, Nudelsäcken, Gamaschen, sowie alle **Ersatzteile**. Ferner empfehle Näh-, Wasch- und Wringmaschinen, Grammophone, Badewannen, Geldkassetten, Wirtschafts-Artikel und sämtliche **elektrische Artikel** zu äußerst billigen Preisen.

Reparatur-Werkstatt. — Eigene Emaillierung und Vernickelung.

**Max Kaufmann, Zwönitz, Schulstr. 50.**  
Teillzahlung gestattet.

**Arno Göhler, Niederplanitz**  
bei Zwidau, Zwidauerstraße 71.

**Herstellung  
fugenloser Steinholz-Fußböden**

in jeder gewünschten Farbe. Dauerhaftester, daher billigster Fußbodenbelag für Schulen, Verkaufsläden, Restaurationen, Fabriksäle, Maschinenräume, Wohnungen, Korridore, Kontore, Badezimmer und alle öffentlichen Gebäude und Anstalten. Steinholz-Treppenbeläge. Ueberzug ausgelauener Fußböden und Treppenstufen aller Art.



**Maurer- und Oelfarben,  
Firnisse, Lacke, Terpentinöl, Karbolineum,  
Glaserfitt, Leime, Gips,  
Pinsel usw.**

Streichfertige Oel- und Lackfarben.  
**Carl Schmidt Söhne,  
Drogen und Farben.**

**Verlobten**

und Interessenten empfehle ich die ohne Kaufzwang gern gestattete Besichtigung der in den Räumen meines Geschäftshauses ausgestellten **compl. Wohnungseinrichtungen** von Mk. 300.— bis Mk. 5000.— und — **Ergänzungsmöbel** — in hochfeiner, solider und sauberer Ausführung. Lieferung erfolgt frei auch nach auswärtigen Orten. Eigene Werkstatt. Kataloge werden auf Wunsch kostenlos zugesandt. **Möbel-Spezial-Haus Stollberg i. Erzgeb., Herrenstrasse.**  
**Inh.: F. Oskar Reissmann.**  
Telephon Nr. 273.

**Lichtspiele Niederzwönitz.**

- |  |   |
|--|---|
| <p>Programm für Sonnabend und Sonntag.</p> <ol style="list-style-type: none"> <li><b>Erlöschnes Licht.</b><br/>Lebensgeschichte einer Blinden, 2 Akte. In der Hauptrolle Henny Porten, der Liebling des Publikums.</li> <li><b>Max ist dankbar,</b> humor.</li> <li><b>Schloß Kaló im Mondenschein,</b> Natur.</li> <li><b>Ueber alles die Pflicht,</b> Drama.</li> <li><b>Die Runne-Rundfahrt,</b> humor.</li> <li><b>Gaumont-Woche,</b> aktuell.</li> <li><b>Wie Willy rauchen lernte,</b> humor.</li> </ol> | <p>Programm für Montag und Dienstag.</p> <ol style="list-style-type: none"> <li><b>Fürs Vaterland.</b><br/>Interess. Espionage-Drama in 2 Akten. In der Hauptrolle die berühmte australische Tänzerin Miss Sahare.</li> <li><b>Eine Lehre für Chemänner,</b> humor.</li> <li><b>Der Simplon-Paß,</b> kolor. Natur.</li> <li><b>Wenn Vater mal spät nach Hause kommt,</b> Komödie.</li> <li><b>Des Fischers Töchterlein,</b> Drama.</li> <li><b>Spätsommer,</b> Natur.</li> <li><b>Kaufe verursacht eine Sündflut,</b> humor.</li> </ol> |
|--|---|

Änderung des Programms vorbehalten.  
Zu diesen Festtagen bringe ich wieder 2 ganz neue Hauptplakate; ich glaube, hiermit jedem mich Beehrenden einige genussreiche Stunden versprechen zu können.  
In dieser Erwartung lade zu zahlreichem Besuche höflich ein.

**Felix Thierig.**

Per 1. Juli a. c. wird eine **Wohnung**, bestehend aus 2 Wohnstuben, 2 Schlafstuben, einer Küche, möglichst abgeschlossenen Vorraum und Zubehör zu mieten gesucht. Gest. Offerten unter 2986 an die Exped. d. Bl. erbeten.

**Brause-Limonade-Bonbons** mit verschiedenem Geschmack.  
**H. Selbmann, Bahnhofstr. 33** und Niederzwönitz Nr. 61.

**Handstempel** liefert billig **C. Bernh. Ott.**

**Zentral-Lichtspiele Zwönitz, Anna-bergerstraße.**

Dem hochgeehrten Publikum von Zwönitz und Umgebung erlaube ich mir hierdurch die Eröffnung meines neuen, allen modernen Anforderungen entsprechenden

**Lichtspiel-Theaters**

ergebenst anzuzeigen. Ich werde stets bemüht sein, nur völlig flimmerfreie Filme und stets das Neueste auf dem Gebiete der Kinematographie meinen werten Besuchern vorzuführen.

Um gütige Unterstützung meines hier konkurrenzlosen Unternehmens bittend, hochachtungsvoll **Gustav Bodel.**

Spieltage: Sonnabend, Sonntag, Montag und Dienstag neues Programm. Sperrsit 50 Pfg., 1. Platz 30 Pfg., 2. Platz 20 Pfg.

- |   |  |
|---|--|
| <p>Programm für Sonnabend und Sonntag.</p> <ol style="list-style-type: none"> <li><b>Königin Luise, III. Teil,</b> hochsensationelles Drama in 3 Akten.</li> <li><b>Aus dem Pariser Nachleben,</b> sensationelles Kriminaldrama in 2 Akten.</li> <li><b>Gaumont-Woche,</b> das Neueste im Bilde.</li> <li><b>Die Schwiegermutter,</b> köstliche Humoreske.</li> <li><b>Ein angenehmer Irrtum,</b> reizende Komödie.</li> <li><b>Eroberung einer Mitgift,</b> Drama.</li> <li><b>Ein kleiner Pech,</b> amüsantes Genrebild.</li> </ol> | <p>Programm für Montag und Dienstag.</p> <ol style="list-style-type: none"> <li><b>Das Schreckgespenst,</b> ein ausgezeichnetes Drama in 3 Akten nach den Einzelheiten eines franz. Sensationsprozesses.</li> <li><b>Fritot und die Statue,</b> humoristisch.</li> <li><b>Maxens erste Uhr,</b> amüsante Posse.</li> <li><b>Die Nacht des Kindes,</b> ergreif. Lebensbild.</li> <li><b>Für die Ehre des Vaters,</b> Drama in 2 Akten.</li> </ol> |
|---|--|

**Maschinenspuler**

nimmt an **Aug. Arnold.**

**Auktion.**

Dienstag den 3. Pfingstfeiertag von vorm. 9 Uhr ab versteigere ich meistbietend geg. sofortige Barzahlung im Gasthof „zum Roß“ in Zwönitz folgende gebrauchte Gegenstände:

Einem großen Posten Bier- und Kognat-Gläser, 3 Bierstehhähne, 2 lange Tafeln, 3 Notenpulte, ein Regal, 3 Kleiderrechen und eine Strumpfnähmaschine.

Neue Sachen, als: einen Posten Feuerzeuge, Knabenanzüge, Korsetts, Blusen, Damen-Röcke und Mützen, Herren-, Frauen- u. Kinderschuhe und dergl. mehr.

**Paul Ludwig, Zwönitz,** innere Bahnhofstr. 170 B. Auktionator u. Prozeßagent.

**Maltakartoffeln und Matjesheringe**

empfiehlt **Hermann Friedrich.**

**Trichsäfte** als:

- Himbeersaft, Zitronensaft usw. Limetta,**
- ff. frischen Maitrant, Brausepulver, Erfrischungsbonbons** empfehlen in besten Qualitäten **Carl Schmidt Söhne.**



**Spratt's Hundekuchen**

fressen alle Hunde gern — seit 50 Jahren!

Sie bestehen aus garantiert reinem Fleisch und Weizenmehl — nicht aus gewürzten Abfällen wie die nur scheinbar billigen Futtermittel.

Man verlange stets Spratt's Hundekuchen, Geflügel und Kückenfutter bei: **Carl Schmidt Söhne.**

Richard Stephani

Johanne Weber

grüßen als Verlobte.

Zwönitz,

Pfingsten 1913.

Chemnitz.

**Vortrag.**

Im Gasthause zum „Lehngericht“, Niederzwönitz findet am 1. Pfingstfeiertag, Sonntag, den 11. Mai 1913, nachmittags 3 Uhr Vortrag des Herrn Bezirks-

tierarzt **Dr. Pelz, Stollberg,** statt über:  
1. Die Tuberkulose des Rindviehs und ihre Bekämpfung.  
2. Das freiwillige Tuberkulosestillungsverfahren.  
Hierzu werden alle Landwirte und Interessenten der Umgebung freundlichst eingeladen.

**Landwirtschaftl. Verein Niederzwönitz.**

**Hotel Ebert, Thalheim.**

Am 1. Pfingstfeiertag nachmittags

**Garten-Konzert,**

gespielt von der gesamten Dreckselschen Kapelle.

Zu zahlreichem Besuche ladet ergebenst ein

**Oskar Günther.**

**Erzgebirgsverein.**

**Ausflug**

Dienstag den 13. Mai. Früh 7<sup>05</sup> Fahrt bis Mittweida. Wanderung im Fischpantal nach Frankenberg, eventl. auch nach Braunsdorf. Rückfahrt von dort abends 6<sup>34</sup> bez. 6<sup>16</sup>.

Führung: Herr Lehrer Berge. Zahlreiche Beteiligung erbeten. Gäste sind willkommen.

**Der Vorstand.**

**195.000 Mark** möchte Selbstgeber auf gute Hypotheken in getrennten Posten vergeben. Agent verb. Rückp. erwünscht. Postlagerkarte 162 Magdeburg.

**Feldschlößchen.**

Am 1. Pfingstfeiertag abends 8 Uhr

**großes Konzert**

in Gestalt eines bunten

**Arien-, Lieder- u. Duetten-Abend.**

Veranstaltet von Herrn Oberregisseur Oscar Moor von den Vereinigten Theatern in Kiel, früher Hofopernsänger und Regisseur am Hoftheater Altenburg unter Mitwirkung von Fräulein Johanne Oberreich aus Paris.

Eintrittskarten im Vorverkauf: 1. Platz 75 Pfg., 2. Platz 50 Pfg. Familien-Billets 3 Stück 1.80 Mk. und 1.20 Mk. bei Herren Carl Schmidt Söhne und im Konzertlokal. An der Kasse: 1.00 Mk. und 60 Pfg.

Am 2. Pfingstfeiertag von nachmittags 4 Uhr an

**öffentliche Tanzmusik.**

Hierbei reichhaltige Auswahl in Speisen und Getränken, als neu eingeführt: Ausschank von **Erbeerwein** und **Maitrant** in Gläsern und Schoppen. Ergebenst ladet ein

**Ernst Uhlig.**

Hierzu eine Beilage und der „Sonntags-Vote“.

**Prima Hale**

empfiehlt **Joh. Granzner.**



Von Sonnabend den 10. Mai ab steht ein starker Transport schöner, junger, hochtragender u. neumelkender

**Rühe und Kalben**

zum Verkauf bei

**Heinrich Bauer, Aue, am Bahnhof.**



# Beilage zu Nummer 69 des „Zwönitzaler Anzeigers“.

Amtsblatt für das königliche Amtsgericht und die städtischen Behörden in Zwönitz.

Sonntag, den 11. Mai 1913.

Druck und Verlag: E. Bernh. Ott, Zwönitz. — Verantwortlich für die Schriftleitung: Carl Bernh. Ott, Zwönitz.

## Die Stimme des Herzens.

Roman von F. Stöckert.

(13. Fortsetzung.)

„Ja, du hast recht, Luise, das muß sofort geschehen,“ erwiderte der Doktor, und ging nach seinem Zimmer hinüber, um den Brief zu schreiben. Luise aber triumphtierte im Innern. Besser hätte sich für sie ja gar nicht alles fügen können. Nun blieb sie voraussichtlich Alleinherrscherin hier in dem Hause, das sie sich durch ihre Schlaueit erobert hatte, und brauchte sich nicht von dieser schönen, stolzen Susanna in den Schatten stellen zu lassen.

10.

Susanna war nicht wenig erstaunt, als nach einigen Tagen, in denen sie voll Selbstüberwindung versucht hatte, sich in die ärmlichen Verhältnisse der Familie Wolter hinein zu finden, ein alter, feiner Herr erschien und nach ihr fragte.

Als Regierungsrat Schaffer hatte er sich ihr vorgestellt. Susanna zuckte bei Nennung dieses Namens zusammen und sah dann fragend zu ihm auf. Was wollte der Regierungsrat von ihr? War er ein Verwandter des Professors und kam er vielleicht in dessen Auftrage? O, wie da auf einmal all das so mühsam und schmerzlich begrabene Hoffen und Wünschen in Susannas Herzen aufleben wollte.

„Herr Doktor Clafen hat an mich geschrieben,“ begann der Regierungsrat, nachdem er neben Susanna auf dem Sofa Platz genommen.

„Mein Vater,“ stammelte Susanna verwirrt.

„Ja, Sie können sich wohl denken, daß er Ihre wegen sehr in Unruhe ist. Er bittet mich, Ihnen eine Stelle zu verschaffen, überhaupt mich Ihrer etwas anzunehmen; und da möchte ich nun zunächst Sie auffordern, zu uns zu kommen. Ich habe ein Entlein bei mir, ein kleines Mädchen, das Sie vorläufig unterrichten können, bis sich später etwas Besseres für Sie gefunden hat.“

In Susannas Augen leuchtete es auf. Der alte Herr, so förmlich und zurückhaltend er auch war, erschien ihr in diesem Moment doch wie ein Erlöser, der sie aus dem Dunkel dieser trübseligen Verhältnisse hier wieder dem vollen, reichen Leben zuführen wollte. Verlegen blickte Susanna auf ihre Mutter, die in scheuer Entfernung von dem Regierungsrat stand.

„Natürlich wirst du dem Herrn Regierungsrat folgen,“ nahm diese jetzt eifrig das Wort, „denn hier bei uns, das ist doch für die Dauer kein Aufenthalt für dich, so gerne wir dich auch hier haben.“

„Also Sie kommen dann in den nächsten Tagen zu uns?“ sagte der Regierungsrat und erhob sich.

Susanna versprach es, und dann ging er, nachdem er flüchtig ihre Hand berührt und sich von ihrer Mutter mit einem herablassenden Nicken des Kopfes verabschiedete.

Meister Wolter und sein Töchterchen waren nicht zugegen, als der Herr Regierungsrat Susanna den Antrag gemacht hatte, aber auch er fand es, als ihm die Sache später mitgeteilt wurde, ganz in der Ordnung, daß Susanna der Aufforderung folgte.

Nur die kleine Berta weinte bittere Tränen bei dem Gedanken, die schöne Cousine schon wieder zu verlieren, die da in ihr Leben eingetreten gleich einem wunderbaren Märchenraum, und in ihren Augen der Inbegriff alles Goldenen und Schönen war. Alle Trost- worte Susannas und ihr Versprechen, so oft wie möglich zu Berta zu kommen, wollten nichts helfen.

„Du gehst fort, du kommst nicht wieder,“ schluchzte Berta immer wieder von neuem, und als Susanna dann an einem trüben, regnerischen Tage nun wirklich gegangen, da war es dem kleinen Mädchen zumute, als könne nie wieder die Sonne scheinen. Auch Meister Wolter und Susannas Mutter hatten ein ähnliches Empfinden. Die schöne, elegante Erscheinung Susannas hatte der ärmlichen Behausung einen förmlichen Nimbus verliehen, und nun, da Susanna fort war, erschien ihnen im Hause alles ärmtlicher als zuvor, und der Wunsch, einen feinen Schuladen zu besitzen, wurde lebendiger denn je in Meister Wolters Herz, damit er sich und seine Tochter und Schwester in eine bessere Lebensbahn emporheben könnte.

11.

Susanna hatte anfangs in den eleganten Räumen der Wohnung des Regierungsrates Schaffer ein Gefühl unendlichen Behagens empfunden. Sie atmete förmlich auf in dieser so ganz anderen Luft. Es war doch eine höhere Gesellschaft, in der allein Susanna gedeihen konnte, das fühlte sie ganz klar und deutlich. Aber schon nach wenigen Tagen stellte sich eine große Enttäuschung bei ihr ein. War es doch zum erstenmal, daß sie das Brot der Dienstbarkeit aß und das hat meistens einen bitteren Nachgeschmack, auch wenn es auf silbernen Schüsseln serviert wird. Susanna war im Hause des Regierungsrates nicht frei und selbständig, wie sie es im Hause ihre Adoptivvaters Doktor Clafen gewesen, sondern sie war eben in dienstbarer Stellung. Es herrschte ein sehr vornehmer, etwas steifer Ton in dem Hause des Regierungsrates, wie ihn Susanna durchaus nicht gewohnt war. Es wurde ihr sehr schwer, sich in diesen hinein zu finden, und noch viel schwerer, in die abhängige Stellung. Das kleine Mädchen, das sie unterrichten sollte, war ein unendlich verzogenes Geschöpf, das in dem Fräulein durchaus keine Respektperson erkennen wollte. Und nun gar die Frau Regierungsrat! Susanna überriefelte es jedesmal ganz kalt, wenn diese

## Zum Pfingstfest.

Einen Frühling für die Geister läßt der Herr in Blüte stehn:  
Durch die Länder läßt der Meister seinen Lebensodem wehn.  
Flammen steigen von den Zungen,  
auf den Stirnen glüht der Strahl;  
Hände zum Gebet verschlungen  
und ein Echo hundertmal.

Hört es, dieses Tages Kinder,  
deren Gott der Zufall heißt,  
die ein wilder Drang, ein blinder,  
in des fleisches Abgrund reißt!  
Nein, der Mensch aus Gott geboren  
ist nicht eines Lüstchens Raub.  
Was er hofft, ist nicht verloren —  
nein, der Mensch ist mehr als Staub.

Wenn der Gottheit lichter Funken  
fällt ins Herz und macht es frei —  
Spottet nicht: „Sie sind nur trunken  
von dem Wein der Schwärmer.“  
Was im Geist und in der Wahrheit  
Leben heißt, zeigt euch der Sohn.  
Pfingsten ist der Tag der Klarheit,  
und der Geist baut Gottes Thron.

stolze, hochfahrende Dame in ihrem Schlepptuche an- geraucht kam, die Frau Regierungsrat wußte so eine eigene geringschägige Betonung in das Wort Fräulein zu legen, als wollte sie ihr jedesmal klar machen, daß sie eben nur „das Fräulein“ sei, und durchaus keine Ansprüche zu machen habe, und nur ja recht sein demütig ihre Pflichten erfüllen möge.

Susannas Stolz und Unabhängigkeitsgefühl bäumten sich fast täglich auf gegen solche Behandlung, und sie sehnte sich mit Ungeduld fort aus diesem vornehmen Hause, welches ihr als eine Art neues Asyl geboten war. Und dann ertönte wieder die höhnische Frage: Wohin? an ihr Ohr. Wo war sie denn heimatsberechtigt? Ah, nirgends, nirgends, auf der weiten Welt! Nicht einmal bei dem armen Schuster Wolter, denn bei diesem war es ja auch nur ein Zufluchtsort, aber kein Heim und keine Heimat, die ihr geboten wurde.

„Ich möchte nur wissen, ob dein Schicksal, diese Susanna, nicht mit Joachim in der Gesellschaft in ihrer Heimat zusammengekommen ist,“ sagte die Frau Regierungsrat heute zu ihrem Manne, „erwähnt hat sie noch nichts davon.“

„Nun, dazu hätte sich auch wohl kaum Gelegenheit gefunden,“ versetzte der Regierungsrat, „du sprichst doch eigentlich nur das Notwendigste mit ihr!“

„Mich in verträuliche Unterhaltung mit ihr einzulassen, wäre auch ganz gegen meine Grundzüge, denn gerade sie würde sofort ihre dienende Stellung verlassen. Eigentlich wäre es auch sehr unangenehm für Joachim, wenn sie sich schon kennen sollten; er müßte ihr doch hier in ganz anderer Weise begegnen.“

„Na, Joachim wird schon den rechten Ton ihr gegenüber finden, davor ist mir nicht bange; schließlich kommen sie ja fast nur bei Tisch zusammen. Ich werde sie übrigens nachher bei Tisch einmal fragen, ob sie ihn kennt.“

Die steifen Mahlzeiten in dem Schafferschen Hause waren für Susanna eine wahre Strafe. Gesprochen wurde in der Regel bei den Mahlzeiten nur sehr wenig, schon des Dieners wegen, der mit würdevoller Grandezza die Speisen servierte, Susanna natürlich stets zuletzt. Heute nun blieb ihr der Bissen beinahe im Halse stecken, als plötzlich der Name Joachims genannt wurde und der Regierungsrat sie fragte, ob sie seinen Sohn, den Professor, der jetzt von der Universität A. hierher berufen sei, nicht kenne.

Ein flammendes Rot ergoß sich über Susannas Gesicht, das der Frau Regierungsrat natürlich nicht entging.

„Ja, wir haben uns zuerst gesehen auf einem Maskenball,“ stammelte Susanna in tödlicher Verlegenheit, den Augen der Frau Regierungsrat gegenüber, die sie wie ein Untersuchungsrichter anschaute, hatte sie das Gefühl, als wäre es geradezu ein Verbrechen, diesen ihren Sohn zu kennen.

„Dat Onkel Joachim auch mit Ihnen getanz, Fräulein?“ fragte ihre kleine Pflegebefohlene mit der Reugier und Naivität der kleinen Mädchen.

„Ja,“ gestand Susanna, „den Kotillon.“

Der Regierungsrat zog die buschigen Augenbrauen hoch, die Sache erschien ihm jetzt auch nicht so ganz unbedenklich. Susanna war zu hübsch und gegen den zauberhaften Einfluß der Frauenschönheit war auch ein stolzer Gelehrter wie sein Joachim nicht gefeit. Er nahm sich vor, heute noch die geeigneten Schritte zu tun, um Susanna eine Anstellung an irgend einer

Schule zu verschaffen und dadurch allen Gefahren vorzubeugen.

Er erhob sich jetzt. Susanna erhielt den Befehl, mit der kleinen Selma einen Spaziergang zu machen; sie eilte nach ihrem Zimmer, sich dazu zurecht zu machen. Als sie die Tür hinter sich geschlossen und nun auf einige Minuten allein war, faßte sie mit beiden Händen an ihre Schläfen.

Großer Gott, was sollte sie nun beginnen! Joachim Schaffer war der Sohn dieses Hauses, kam in einigen Tagen hierher und sollte sie dann hier finden in dienender Stellung, hier bei seinen Eltern! Wie nahe lag nicht da der Gedanke, daß sie einzig und allein seinetwegen hier war, er konnte ja kaum etwas anderes vermuten, und niemand im Hause würde es der Mühe für wert halten, ihm auseinanderzusetzen, wie alles gekommen war.

Sie befand sich in fieberhafter Erregung, und wunderbar, nicht ein einziger Gedanke der Freude über das nahe Wiedersehen wollte ihr kommen; ihr war, als sei alles Interesse für den jungen Professor erstorben in ihrem Herzen; nur der Gedanke quälte und peinigte sie, wie er es aufnehmen würde, sie hier wiederzufinden. O, könnte sie fort, weit fort, diesem Wiedersehen aus dem Wege gehen!

„Fräulein, sind Sie denn noch nicht fertig?“ ertönte da die Stimme von Selma vor ihrer Stubentür und erinnerte sie daran, daß sie Pflichten übernommen hatte, die sie nicht so ohne weiteres wieder abschütteln konnte. Eilig zog sie ihren Regenmantel an und drückte das Barett auf das wellige Haar. Wie im Traum wandelte sie dann in Selmas Gesellschaft durch die Straßen Berlins dem Tiergarten zu. Hier wimmelte es um diese Zeit von Spaziergängern und mancher bewundernde Blick folgte dem jungen, schönen Mädchen, ohne daß sie es in ihrer Gedankenversunkenheit bemerkte. Unaufhörlich dachte sie darüber nach, wie einer Begegnung mit dem Professor auszuweichen wäre, aber kein rettender Gedanke wollte ihr kommen.

Unterdessen war die Ursache ihrer Unruhe, der junge Professor, ganz unerwartet im elterlichen Hause angelangt und saß zu dieser Stunde im Zimmer der Frau Regierungsrat mit dieser und seinem Vater gemütlich am Kaffeetisch, während alle dienstbaren Geister im Hause tätig waren, die Zimmer für den Sohn des Hauses instandzusetzen.

Susannas Name war noch nicht genannt bis jetzt, es gab so vielerlei Wichtigeres zu besprechen. Der ehrenvolle Ruf des Professors hierher, seine weiteren Aussichten, die sich daran knüpften, alles das wurde zunächst erörtert.

„Und nun brauchst du noch eine recht reiche Frau, Joachim,“ sagte die Frau Regierungsrat jetzt neckend.

„Ja, reich müßte sie schon sein,“ versetzte Joachim, und plötzlich tauchte ein Mädchenbild vor ihm auf, im dunklen Trauerleide, einsam an einem alten Weidenbaum lehrend, leise rauschte der Fluß, und über ihr da jagte der Frühlingssturm phantastische Wolkengebilde. Daß er sie, daß er jenen Tag, wo er so zuletzt gesehen, nicht vergessen konnte!

„Du findest übrigens eine junge Dame aus B. hier in unserem Hause, eine Pflegtochter des Doktor Clafen,“ sagte der Regierungsrat, den Sohn scharf fixierend.

„Susanna?“ rief Joachim erregt, „hier bei euch ist sie! Wie ist das zugegangen?“

„Sehr einfach. Der Doktor Clafen schrieb an mich und bat darum, mich ihrer anzunehmen, denn in der Schuhmacherverkstatt, wo sie gelandet — sie war aus A. geflüchtet, weil der Doktor sich zum zweitenmal verheiratet wollte — konnte sie nicht gut bleiben. Wir nahmen sie vorläufig ins Haus als Erziehlerin für Selma. Hoffentlich ist dir das Zusammenreffen unter diesen Umständen nicht unangenehm.“

„Ja, offen gestanden, lieb ist es mir nicht, es sind so ganz andere Verhältnisse, unter denen man sich nur gegenübertritt. Sie war bis zum Tode der Frau Doktor eine der gefeiertsten Schönen in A.,“ entgegnete Joachim.

„Und du hast ihr wohl auch etwas gebildet?“ fragte seine Mutter.

„Ja, ich will es nicht leugnen, sie hat mich angezogen wie selten ein Mädchen. Wäre sie reich gewesen und von anderer Herkunft, wer weiß, was geschehen wäre, nun freilich —“

„Darf von dergleichen keine Rede sein!“ fiel der Regierungsrat ein. „Ich werde mein möglichstes tun, ihr eine Stelle zu verschaffen, daß sie so bald wie möglich aus dem Hause kommt.“

„Nun, du fürchtest doch nicht etwa für meine Herzensruhe!“ rief Joachim lachend, „nein, mir wird das Herz nicht durchgehen mit dem Verstand, der wird immer die Oberhand behalten, dafür ist man ein Professor, dem das Wissen das Höchste ist.“

Etwas gespannt war der Herr Professor aber doch auf das Wiedersehen mit Susanna. Er war aufgestanden und an das Fenster getreten und dort spähte er nun ziemlich angelegentlich heraus und malte sich aus, wie Susanna in süßer Verwirrung vor ihm stehen würde. Ganz amüsant war es jedenfalls, mit dem schönen Mädchen unter einem Dache zu leben, wenn auch an eine Verbindung mit ihr nicht zu denken war. War sie das dort nicht? Der Gang, die Haltung, das konnte nur Susanna sein! Und da, neben ihr trippelte ja auch Selma, und diese schien ihn mit ihren Augen da oben bemerkt zu haben. Selma



nichte und winkte jetzt hinauf, und dann wandte sie sich an Susanna, um ihr zu verkünden, wen sie gesehen hatte. Nun errötete diese gewiß, daß er das nicht beobachten konnte. Ihr Gang, ihre Haltung veränderte sich nun allerdings in keiner Weise, auch die Bewegung, mit der sie jetzt den Kopf empor richtete, war eine sehr ruhige. Den eiteln Mann verstimmt es fast, daß er so gar nichts bemerkte, was irgend eine Erregung bei Susanna verriet und seiner Eitelkeit und seinem bodenlosen Egoismus schmeichelte.

Susanna aber hatte auf dem Spaziergang doch etwas Ruhe und Klarheit gewonnen, und sich fest vorgenommen, dem Herrn Professor zu zeigen, daß er ihre Herzensruhe in keiner Weise beeinflusse; es gelang ihr das fast besser als sie gedacht. Keine verärrterische Blutwelle stieg in ihr Gesicht, als sie ihm nachher zur Abendmahlzeit gegenüber stand.

Verstellung, grenzenlose Verstellung ist es bei ihr, sagte sich Joachim Schaffer, denn daß er ihr auf einmal jetzt sollte gleichgültig sein, war doch nicht anzunehmen, und doch war es so, er war ihr gleichgültig, denn jetzt erst war sie sich in ihrem Herzen vollständig klar darüber geworden. Es hatte sie empört und ernüchtert bis ins Innerste, daß er an jenem letzten Zusammensein das eine Wort nicht gesprochen, welches sie damals unendlich beseligt hätte. Nun war es vorbei, nun verlangte ihr nicht mehr nach dieser Seligkeit. Der Tag lag weit, weit hinter ihr, sie blickte darauf zurück, wie man zurückschaut auf törichte Kinderträume.

Wie eine Vinde fiel es von ihren Augen, sie sah jetzt auch die großen Fehler und Schwächen des Mannes, der ihr einst als der Inbegriff aller männlichen Vollkommenheit erschienen war, bei dem täglichen Zusammensein mehr und mehr. Wie eitel war er, wie selbstbewußt und überzeugt davon, daß sie ihn liebe, ihn anbede, trotzdem sie ihm so kühl und gleichgültig wie möglich begegnete, es schien gar nicht möglich, ihn von dem Gegenteil zu überzeugen.

„Susanna, wozu diese Verstellung!“ sagte er eines Tages zu ihr im vertraulichen Ton, als er sie allein im Zimmer traf.

Sie wurde blaß bis in die Lippen, welche ein Ton, welche Blicke! Was in aller Welt sollte das bedeuten, was wollte er von ihr.

„Ich verbitte mir diese Vertraulichkeit, mich beim Vornamen zu nennen!“ rief sie mit zornbebenden Lippen.

„Aber liebes Kind, was soll das nur heißen, ich weiß ja doch, wie es mit Ihrem Herzen steht. Hundert Anzeichen haben es mir schon in R. verraten und ich bin wahrhaftig kein Unmenschen, warum sollen wir die Gelegenheit nicht wahrnehmen, das Glück, das uns hier unter einem Dache zusammengeführt, nicht auszunutzen! Die Sprödigkeit steht Ihnen gar nicht.“

Ein verächtlicher Blick streifte ihn, dann wandte sich Susanna und lief zur Tür hinaus.

„Sie denkt wahrscheinlich, durch solches zurückhaltendes Benehmen mich zu einer Erklärung zu zwingen,“ sagte sich der eitle Mann. „Ein verbrauchtes Mittel, schöne Susanna, das bei mir nicht mehr anspricht, ich denke die stolze Feste ohne solche Erklärung zu gewinnen und die frischen Lippen eines Tages zu küssen.“

Susanna natürlich dachte an nichts weniger als an so etwas und glaubte ihn ganz und gar zu durchschauen, seine verlegte Eitelkeit war es, die ihn zu solchen Erbärmlichkeiten trieb, er wollte über sie triumphieren, das Geständnis ihrer Liebe erzwingen, und hielt es für Verstellung, was ihr doch so leicht wurde. Kengstlich vermied sie seit jenem Tage jedes Alleinsein mit ihm, und bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten, wo sie überhaupt nur wenig in die Unterhaltung mit eingezogen wurde, streifte sie ihn konsequent auch nie mit einem Blick, und sie schien es auch durchaus nicht zu bemerken, wie die Augen des Professors oft heiß und leidenschaftlich auf ihr ruhten, denn so sicher er sich auch geglaubt, seine Herzensruhe war durch das Benehmen Susannas doch etwas ins Schwanken gekommen, und in manchen Stunden erwog er den Gedanken bisweilen ernstlich, ob er nicht doch sie zu seinem Weibe machen sollte; es war oft ein leidenschaftliches Empfinden, was ihn in der Nähe des schönen Mädchens überkam, schließlich aber siegte immer wieder der kühle, berechnende Verstand und sein grenzenloser Egoismus über berartige Regungen. Susanna seine Gemahlin, nein, das ging denn doch nicht!

(Fortsetzung folgt.)

## Das enthüllte Drama von Meyerling.

Einer der wenigen lebenden Zeugen des Dramas von Meyerling, die Gräfin Marie Larisch, meldet sich jetzt zum Wort. Im Mittelpunkt ihrer in diesen Tagen in London erschienenen Selbstbiographie, die den Titel trägt „Meine Vergangenheit“, steht der geheimnisvolle Tod des Kronprinzen Rudolph und der Baronin Marie Betsera. Gräfin Larisch ist die Tochter des Herzogs Leopold von Bayern, aus dessenmorganatischer Ehe mit einer Schauspielerin. Kaiserin Elisabeth von Oesterreich war eine Schwester des Herzogs, und die kleine Marie war schon in den jungen Jahren ihre Lieblingsnichte. Mit dem Drama von Meyerling verknüpfen die Gräfin Marie Larisch die verschlungensten Bande. Sie erklärte selbst, sie würde den Schleier nicht gelüftet haben, wäre sie nicht in Schmähschriften in entwürdigender Weise angegriffen worden. In ihren Bekenntnissen schont sie sich selbst nicht, und so haben denn ihre Erzählungen mindestens den Schein der Wahrheit für sich. Die Betseras spielten nur eine untergeordnete Rolle in Wiener Hoffkreisen. Sie warben eifrig um die Gunst der Gräfin Larisch. Marie Betsera, die als ein jugendliches, prachtvolles Weib mit etwas sinnlichem Charakter geschildert wird, und die Gräfin Marie Larisch traten einander näher, und bald

hatte die Gräfin Kenntnis von der Liebe, die die Baroness zu dem Kronprinzen Rudolph im Herzen trug. Kronprinz Rudolph und die Baroness Marie fanden in der Gräfin Larisch den — leider — willigen Postillon d'amour, der nicht nur die Liebeshoffnungen hin- und herbeförderte, sondern auch Rendezvous geschickt arrangierte. Da kam eines Tages der Höhepunkt. Kronprinz Rudolph bat die Gräfin, Marie Betsera zu seinen Privaträumen in der Hofburg zu geleiten. Dabei ließ er durchblicken, daß eine politische Gefahr sein Leben bedrohe. Er überredete seine Cousine dann weiter, eine Stahlkassette in Verwahrung zu nehmen, die in seinem Besitze nicht gefunden werden dürfte. Sie solle sie solange behalten, bis er selbst sie zurückverlangen würde. Würde er sterben, so solle sie die Kassette der Person aushändigen, die zum Beweise, daß sie um das Geheimnis wisse, ihr folgende vier Buchstaben nennen würde: „R. F. D. U.“ Die Gräfin weigerte sich anfangs. Sie beschwor ihn, sich seinem Vater, dem Kaiser, zu offenbaren. Seine Antwort war nur: „Damit würde ich nur mein eigenes Todesurteil unterzeichnen.“ Erst nach längerem Zögern erklärte sie sich bereit, ihm beizustehen. Am folgenden Tage holte sie dann Marie Betsera ab, unter dem Vorwande, mit ihr Einkäufe zu machen. Sie brachte sie zur Hofburg. Zu ihrem Schrecken weigerte sich Kronprinz Rudolph, sich von Marie wieder zu trennen, und auch sie ließ er nicht eher wieder frei, als bis sie ihm geschworen hatte, ihn nicht zu verraten. Zur Erklärung seiner Handlungsweise erzählte er ihr, „daß in zwei Tagen ihm etwas Großes zustoßen könne“, „und ich wünsche dann Marie bei mir zu haben“, schloß er emphatisch. Die Gräfin war also gezwungen, die Hofburg ohne Marie Betsera zu verlassen. Zwei Tage darauf erfuhr sie das Drama von Meyerling.

Unmittelbar danach besuchte sie der Hofarzt Dr. Wiederhöfer auf Befehl der Kaiserin. Aus seinem Munde erfuhr sie die näheren Einzelheiten des Dramas. „Der Kronprinz schrieb seiner Frau,“ so erzählt ihr der Arzt, „daß er für drei Tage zur Jagd nach Meyerling gehen würde; er würde jedoch zu einem Familienbier am 30. Januar zurück sein. Er verließ Wien zwei Stunden nach Marie Betsera, die zum Jagdhause von Meyerling zum Wagen fuhr. Die beiden verweilten dort einen Tag und die Nacht. Am 29. kamen einige Freunde des Kronprinzen. Er ging nicht auf die Jagd; er schickte eine Erklärung vor. Am Abend saß er am Tisch, ein seidenes Taschentuch um den Hals gewunden. Kronprinz Rudolph und Marie gien zusammen Abendbrot, und Vofsch (der Diener des Kronprinzen) erhielt Befehl, seinen Herrn um 7 Uhr am folgenden Morgen zu wecken. In den unteren Räumen hub dann eine Orgie der Trunkenheit an. Vofsch erschien um 7 Uhr, um seinen Herrn zu wecken. Der Kronprinz schickte ihn zurück und befahl ihm, in einer halben Stunde wieder zu klopfen. Er tat, wie ihm geheißen wurde. Aber er erhielt keine Antwort. Voller Unruhe eilte er zum Grafen Soyos. Sie brachen die Tür auf. Ueberall war Blut, Rudolph lag auf der Seite, in der einen Hand den Revolver. Sein Kopf war nahezu zerschmettert. Auch Marie Betsera lag tot mit einem Schuß in dem Kopf.“ Dr. Wiederhöfer erzählte dann weiter, daß leere Champagnerflaschen herumlagen und eine Karaffe voll Branntwein neben dem Bette gefunden wurde. Weiterhin berichtete er dann eine gruselige Geschichte von der Fortschaffung des Leichnams der Baronin. Die Leiche ward völlig angezogen, und in der Nacht von Verwandten der Baronin, dem Grafen Stockau und Alexander Baltazzi, nach Wien gebracht. Auf der Fahrt sah die tote Baronin zwischen ihnen. Es geschah dies auf Befehl der Polizei, die bei der Bevölkerung den Eindruck erwecken wollte, daß die Baronin noch am Leben sei. Auf dem Friedhofe des Zisterzienserklosters von Heiligenkreuz ward die Leiche ohne jegliche Zeremonie beigesetzt. Drei Wochen später erhielt die Gräfin folgenden Brief der Baronin, der in Meyerling gefunden worden war. „Liebe Marie. — Vergiß mir all die Unannehmlichkeiten, die ich dir verursacht habe. Ich danke dir von Herzen für alles, was du für mich getan. Wenn dir das Leben zu schwer wird — und ich fürchte, es wird dir nach dem, was wir getan haben, schwer werden — folge uns. Es ist das Beste, was du tun kannst. Deine Marie.“

Am Tage nach der Beisetzung des Kronprinzen erhielt die Gräfin eine Postkarte, in der ein Unbekannter sie unter Mitteilung der Buchstaben „R. F. D. U.“ ersuchte, sich in der Nacht an einer einsamen Stelle einzufinden. Der Unbekannte erwies sich als der Erzherzog Johann (der spätere Johann Orth), den die Gräfin als einen intimen Freund Rudolphs kannte. Er nahm die Kassette in Empfang und sagte, daß sie ihm dadurch, daß sie sie so getreulich verwahrt habe, das Leben gerettet habe. „Bedauere Rudolph nicht,“ fuhr er dann fort, „wenn der Kaiser diese Papiere gefunden hätte, würde es viel schlimmer um ihn gestanden haben. Der Kronprinz hat sich selbst erschossen. Aber wenn der Kaiser alles gewußt hätte, dann wäre es seine Pflicht gewesen, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen und ihn als Verräter erschießen zu lassen.“ „Mein Gott,“ rief ich aus, „was war's? Dachte er an die Krone Ungarns?“ Der Erzherzog nickte. Und plötzlich fielen mir die Worte meiner Tante ein, die mir erzählt hatte, daß Rudolph in den Händen der Freimaurer sei. „Glauben Sie, daß Rudolphs Pläne fehlschlügen?“ fragte ich weiter. „Und daß er die erste Nachricht hievon in Meyerling erhielt, und daß er dann aus Furcht...“ Der Erzherzog nickte schweigend. „Mag sein,“ antwortete er ausweichend, „aber begreifen Sie, was die Gefahr der Entdeckung für Rudolph bedeutet haben muß, für ihn, mit seinen durch Drogen und Branntwein untergrabenen Nerven? Die Furcht allein mag ihn zum Selbstmord getrieben haben. Schade, daß er so schwach war. Er hat mir gegenüber sein Wort gebrochen.“ Als Erzherzog Johann dann der Gräfin Lebewohl sagte, vertraute er ihr an, daß er Oesterreich verlassen werde, „um zu sterben, ohne zu sterben“. Aus diesen Worten schließt sie, daß Johann Orth noch lebt und nur auf den geeigneten Zeitpunkt wartet, um wieder aufzutreten. Das ist der Hergang des Dramas von Meyerling.

Wie ein Roman liest sich diese Erzählung, deren Einzelheiten natürlich für jeden anderen unkontrollierbar sind. Aber manches spricht doch für diese Darstellung: sie gibt einfache Erklärungen für Vorgänge, die sich bis dahin als von tiefstem Dunkel umhüllte Rätsel darboten.

## Vermischtes.

### Der Film im Dienst der Hygiene.

Der hygienischen Aufklärung, die bisher in den Schulen noch nicht in wünschenswerter Weise gepflegt wurde, ist ein mächtiger Bundesgenosse im Film erwachsen. Wie Prof. Dr. F. Kemfies in einem Aufsatz der „Umschau“ ausführt, liefert die Kinematographie die seit langem gesuchten Mittel, um die wichtigsten Tatsachen und Forderungen der Gesundheitspflege in volkstümlicher Weise den Schülern aller Kategorien, den jugendlichen Arbeitern und selbst den gebildeten Kreisen zu vermitteln. Die ersten Versuche mit solchen hygienischen Filmen, die auf dem Kino-Kongress 1912 und dann in Berliner Kinos und Jugendvorstellungen vorgeführt wurden, erfreuten sich des größten Beifalls und nachwirkenden Interesses und büßen als gegliedert bezeichnet werden. Als Beispiel sei der von Prof. Kemfies und Dr. Nientopf herausgebrachte Zahnpflegefilm angeführt. „Das Kind erblickt hier u. a. die Bakterien und Sporozyten der Mundhöhle in lebendem Zustande, wie sie in einer ultramikroskopisch-kinematographischen Aufnahme mit Dunstfellebeleuchtung sichtbar sind. Daß tägliche mehrmalige Reinigung erforderlich ist, um diese Menge die Gesundheit bedrohender Lebewesen unschädlich zu machen, leuchtet ohne weiteres ein. Der Filmzahnarzt holt eine zweckmäßig gestaltete Zahnbürste herbei und fordert die kleine Patientin auf, ihre Zähne in seiner Gegenwart zu bürsten. Da sie von vorn nach hinten in horizontaler Richtung über sie hinwegstreicht, lehrt er sie, dies zu vermeiden und in einem Kreise von oben nach unten über die Zähne zu bürsten, wodurch erst eine einwandfreie Reinigung gewährleistet ist.“ Ein anderer Film „Schularzt und Schulfreud“, der als Belehrung in erster Linie für die Mütter bestimmt ist und die Bedeutung der Gymnastik für die Hygiene betont, ist von Prof. Kemfies zusammen mit dem Charlottenburger Schularzt Dr. Borchard geschaffen worden. Neben der eigentlichen Filmhandlung werden hier wichtige Kenntnisse durch die eingeschobenen erklärenden Texte vermittelt. Die exakte Ausführung gymnastischer Übungen kann durch kinematographische Vorführungen sehr gut illustriert und vorgemacht werden. So haben z. B. Rathé Frères eine Tagesübung eines Vereins junger Männer zu Stockholm prächtig im Film wiedergegeben.

### Das künstliche Baby.

Zerkumpt, schmutzig, auf dem Arme ein in Windeln gekülltes kleines „Etwas“ steht eine Bettlerin auf einem Boulevard in Paris. Ein trostloses Bild des Jammers! Die elegante Welt strömt vorbei. Von Zeit zu Zeit tönt ein Wimmern aus den Windeln. Ab und zu auch ein Schrei. „Mama“, „Papa“ hört man's schallen. Und von Mitleid gepackt zücken die Passanten die Börse. Die milben Gaben fließen reichlich. Doch schon naht das dräuende Verhängnis in Gestalt eines erbarmungslosen Schutzmannes, der, ohne viel Worte zu machen, die Bettlerin am Arme packt. Und fort geht's zur Wachtstube! Ist es doch verboten, Kinder als Mitleidsreger beim Betteln zu verwenden! Auf der Polizeistube beginnt das Verhör. Lächelnd steht die Frau Rede und Antwort. Hinein ertönt das Wimmern des Kindes. Es wird stärker und stärker. Da hält der Kommissar nicht länger an sich. Er springt auf, reißt der Frau das Kind aus dem Arme, schlägt die Windeln auf und — erblickt eine Puppe. Es war ein kunstvoll konstruiertes „Etwas“, das, wenn man an einer „Stipppe“ zog, die schönsten Klageklänge von sich gab, auch „Papa“ und „Mama“ wimmerte, ganz wie es der „Mutter“ dachte. Und noch mehr kam zum Vorschein! Auf dem Rücken hat das „Töchterchen“ eine Klappe. „Schamlos“ öffnet sie der Polizeigewaltige, und die Puppe entpuppt sich als ein Reservoir für gestohlene Sachen. Als das Drama bei diesem Akte angelangt war, hatte das überlegene Lächeln der Bettlerin ein Ende.

### Wie viele zoologische Gärten gibt es?

Unter allen Ländern Europas steht Deutschland mit 20 zoologischen Gärten an der Spitze, und die zoologischen Gärten Deutschlands sind nach Reichhaltigkeit und Zusammenstellung der Tierammlung zugleich die bedeutendsten. So lautet das Urteil, das Flower, der Leiter des zoologischen Gartens von Gizeh, fällt. In seiner Statistik über die zoologischen Gärten aller Länder, die er eben veröffentlicht hat, zählt er im ganzen 168 solcher Tierammlungen auf. Fünfzehn davon sind in Afrika, 57 in Nordamerika; Asien hat nur drei, nämlich in Kalkutta, in Tokio und in Peking. Australien hat sieben, und die übrigen 86 sind in Europa. Auf Deutschland folgt an zweiter Stelle England mit acht, und Frankreich steht mit der Zahl fünf an dritter Stelle.

### 2400 Jahre alte Geschäftsbücher.

Bei den jüngsten Ausgrabungen, in von der Universtität von Pennsylvania in Nippur veranstaltet wurden, ist ein hochinteressanter Fund ans Licht des Tages getreten: in einer Art Gewölbe fand man die „Geschäftsbücher“ einer Firma, die vor 2400 Jahren blühte. Das Gewölbe muß in jenen vergangenen Tagen denselben Zwecken gedient haben, die heute die Stahlkammer einer Bank erfüllen. Die wichtigsten Dokumente eines großen Geschäftshauses waren hier verwahrt, freilich nicht in Form von Rechnungsbüchern, sondern in Aufzeichnungen auf Tontafeln, wie man sie im Jahre 487 v. Chr. benutzte. Die Firma Muraschu Söhne in Nippur, in deren Geschäfte wir durch diese „Bücher“ einen Einblick gewinnen, muß ein bedeutendes und ausgebreitetes Unternehmen gewesen sein. Sie war in der Zeit König Artaxerxes I. gegründet worden. Wie der „Newport American“ berichtet, wurden viele Hunderte von Tontafeln entdeckt, die zeigen, daß sich die Firma mit den verschiedensten Handelszweigen beschäftigte: sie verkaufte Ju-



welen und Edelsteine, vermittelte Grundstücksgeschäfte, verwaltete Vermögen usw. Unter den zahlreichen Kontrakten und Kaufabschlüssen, die auf den Tafeln verzeichnet stehen, interessiert besonders ein Garantieschein, in dem der Firma Schadenersatz versprochen wird für den Fall, daß ein Smaragd aus einem Goldring vor 20 Jahren herausfällt. „Bel-ad-ibbina und Belschuna, Söhne von Bel und Hatin von Bazuzu“, so lautet das interessante Schriftstück, „sprechen also zu Bel-nadin-schumu, Muraschus Söhnen: Was den Goldring mit dem Smaragden angeht, so garantieren wir, daß 20 Jahre lang der Smaragd nicht aus dem Goldring fallen wird. Sollte der Smaragd früher herausfallen, so werden wir Bel-nadin-schumu einen Schadenersatz von 10 Stück Silber leisten.“ Die Rechnungen erstrecken sich auf einen Zeitraum von über 50 Jahren. Die Firma war hauptsächlich als Agent für eine Anzahl von reichen Persern tätig, die ihr Vermögen nicht selbst verwalten wollten.

#### Die Ehescheidung Minderjähriger in den Vereinigten Staaten.

Bei den Ehescheidungsgerichten in den Vereinigten Staaten hat sich der Brauch eingebürgert, Ehemänner, die das 18. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, ohne weiteres die ersehnte Freiheit zurückzugeben. Es ist dies ein Brauch, den kürzlich der Richter Colaban vom höchsten New Yorker Gerichtshof ein „ungeschriebenes Gesetz“ nannte. Besonders den jungen Mädchen unter 18 Jahren kommt man bei Ehescheidungen mit weitgehendster Zuvorkommenheit entgegen. Die Amerikanerin ist, so begründet man, eben romantisch. Sie reizt ein Durchbrennen mit einem Manne, eine Flucht in Nacht und Nebel mit Strickleitern und tausenden Automobilen. Es liegt etwas Reizvolles für sie darin, einen Pastor nachts herauszuklopfen, um sich durch ihn trauen zu lassen. Wer nun gerade der Mann ist, der ihr angetraut wird, das ist bei der ganzen Sache nicht von solch großer Wichtigkeit. Aber am anderen Tage kommt der böse Rückschlag. Sie erwacht aus ihren Träumen, läuft heulend zu „Papa“ und „Mama“ und will wieder frei sein. Sie wendet sich an den Ehescheidungsgerichtshof, und wenn sie das 18. Lebensjahr noch nicht erreicht hat, dann hilft ihr der Richter durchweg immer. Aber die Amerikaner und auch die Amerikanerinnen verhehlen sich nicht, daß derartige Zustände direkt auf die unhaltbare „Versuchs-“ oder „Ehe auf Zeit“ zusteuern. Besonders eine in diesen Tagen ergangene Ehescheidung einer 17-jährigen Schauspielerin, die allein ihres Alters wegen freikam, hat viel Staub aufgewirbelt.

#### Erinnerungen an die Kaiserin Elisabeth.

Zu einem neuen französischen Buche über die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich hat Maurice Barrés eine von Sympathie und Verehrung für die unglückliche Fürstin erfüllte Vorrede geschrieben, die einige feine Erinnerungen an die Kaiserin enthält. Er erzählt von einer Unterhaltung, die sie auf jenem einsigen, an Korallen Riffe schwimmenden Inselchen Pontionisi, darauf ein kleines Kloster mit einem Kirchein steht, mit dem einsam dort hausenden Mönche gehabt hat. Dort hin liebte Kaiserin Elisabeth sich übergeben zu lassen; sie trank dann bei dem Mönche ein Glas Wasser und aß bei ihm eine Weintraube oder ein paar Feigen; und einmal auf jener herrlichen kleinen Terrasse, wo man auf das blaue Meer hinaus sieht, fragte sie den Einsiedler-Mönch, ob er manchmal seine Einsamkeit verlässe, um sich nach der Stadt hineinzugehen. Der Mönch antwortete: „Man muß schon von Zeit zu Zeit in die Stadt, um dort die nötigen Einkäufe zu machen. Wir bleiben Menschen, der Leib fühlt Kälte und Hunger. Aber was sollen wir sonst in der Stadt? Ich sage nicht, daß es da nicht schön ist, aber hier ist es gut und noch besser.“ Die Kaiserin Elisabeth flüsterte: „Sie haben das bessere Teil erwählt.“ Ja, sie war eine Natur, die von ganzer Seele die Einsamkeit und die Gesellschaft der schlichten Menschen liebte. „Es gibt Menschen“, so äußerte sie einmal, „die mir ebenso angenehm sind, wie die Vögel und die Bäume, weil sie ihnen ähneln; das sind die Fischer, die Bauern und alle die, die wenig Beziehungen zur Welt und viele mit den ewigen Dingen haben.“ Darum war und blieb das Leben in der Natur oder in einem Kloster ihr eigentliches Ideal, und nachdem sie jahrelang gegen ihre eigene Natur gekämpft und die Repräsentationspflichten einer Fürstin erfüllt hatte, fühlte sie sich immer stärker zur Einsamkeit und zur Natur hingezogen. Barrés führt zwei kleine Anekdoten der Kaiserin an, die auf diese Seite ihres Wesens Licht werfen. Sie sagte: „Man muß die schönen Stunden des Lebens nicht zwischen Mauern verbringen.“ Und wiederum: „Für ein Buch, das ich mir wünsche, oder für eine seltene Blume könnte ich ein ganzes Schloß hingeben.“

#### Frauenarbeit in Amerika.

Der soeben von dem U. S. Census-Bureau veröffentlichte Bericht enthält verschiedene Angaben, die vielleicht für die Frauen von gewissem Interesse sein dürften. Jede fünfte Frau muß in diesem Lande sich ihr Brot selbst verdienen und von den 303 verschiedenen Berufsarten hat sie nur neun noch nicht gewählt, als da sind: Dampfkesselarbeiter, Kupferarbeiter, Soldaten, Matrosen, Tramwaykondukteure, Drahtwämer im Dienste einer Telephon- oder Telegraphengesellschaft, und schließlich als Schieferbeder. Das Gesetz, die Natur der Arbeit oder das Geschlecht scheinen hier also eine Barriere zu bilden. Im ganzen verdienen sich 5 Millionen Frauen ihr Brot aus einer Gesamtzahl von 23 1/2 Millionen. 1 1/2 Millionen fanden Beschäftigung als Dienstmädchen, beinahe ebenso viele als Arbeiterinnen auf dem Felde, während der Rest auf Schneiderinnen, Wäscherinnen und Lehrerinnen u. a. fällt. Von den verheirateten Frauen muß jede 18. den Kampf ums tägliche Brot aufnehmen, und das wohl nur, weil die meisten keinen Mann

mehr haben, sei es, daß sie Wittwen, daß sie geschieden oder verlassen sind. Soweit sich feststellen ließ, müssen von den gerichtlich geschiedenen Frauen volle 50 v. H. sich selbst ernähren. — Unser Gouverneur hat soeben ein Gesetz mit seinem Veto belegt, das von der obersten Schulbehörde New Yorks ausging und das Prinzip aufstellte, daß in Bezug auf Gagen kein Unterschied gemacht werden dürfe zwischen einem Lehrer und einer Lehrerin. Gleiche Dienste, gleicher Verdienst. Wenn das Prinzip richtig ist, so sollte es bei dem ganzen Staatsdienst Verwendung finden, überall, wo Frauen angestellt sind, nicht allein auf eine bevorzugte Klasse. Doch die absolute Gleichstellung der Frau in allem ist uns eben noch ein zu harter Tabu und wir sind noch lange nicht im Sinne der Frauen so aufgeklärt, um dieses Recht einzugehen.

#### Der sinkende Geldwert von Stiftungen.

Das Staatsministerium in Weimar übermittelt gegenwärtig einen recht bemerkenswerten Hinweis auf die Verwaltung von Stiftungen an die einzelnen Stadtverwaltungen, der sich besonders angesichts des Sinkens des Geldwertes mit der damit verbundenen Wertminderung der Stiftungen beschäftigt. Erfahrungsgemäß hat auch ein Stiftungsertrag von 400 Talern im Jahre 1750 einen sehr viel höheren Wert gehabt als heute der ziffermäßig entsprechende Betrag von 1200 Mark. Die Unzulänglichkeit der Rente nötigt denn einzelne Verwaltungen dazu, auf verschiedenen Wegen Abhilfe zu schaffen. So wird die Erfüllung des Stiftungszweckes zeitweise ausgeglichen — statt mehrerer Freiposten wird nur einer gewährt —, oder auch es werden mehrere Stiftungen ähnlicher Art zu einer zusammengezogen. In der Regel läuft jedoch die Anwendung solcher schwächlichen Mittel dem Willen des Stifters durchaus entgegen. Nach den Ausführungen des Ministeriums kann diesem Uebelstande nur durch folgendes einfache und sicher wirkende Mittel vorgebeugt werden. Jedes Jahr wird von Anfang an und fernerhin für die ganze Lebensdauer der Stiftung ein bestimmter Bruchteil des jährlichen Stiftungsertrages nicht auf den Zweck verwendet, sondern zum Kapital geschlagen. Unter Zugrundelegung eines Zinssfußes von 4 Prozent würde sich die Wirkung einer Teiladmission z. B. wie folgt stellen: Mit zehn Prozent der Rente ist nach einem Jahre das Kapital 1004 Mark und die auf den Zweck im nächsten Jahre verfügbare Rente 36,14 Mark; mit 15 Prozent gleich 1006 Mark gleich 34,20 Mark; mit 20 Prozent gleich 1008 Mark gleich 32,25 Mark und mit 25 Prozent gleich 1010 Mark gleich 30,30 Mark. Nach 50 Jahren stellt sich bereits das Bild auf 1220 gleich 13,92; 1348 Mark gleich 45,83 Mark; 1489 Mark gleich 47,64 Mark; 1644 Mark gleich 49,32 Mark und nach 300 Jahren auf 3303 Mark gleich 118,90 Mark; 6025 Mark gleich 204,85 Mark; 10.914 Mark gleich 349,24 M.; 19.769 Mark gleich 593,07 Mark. Wieviel zur Teiladmission zurückbehalten werden soll, läßt sich freilich nicht mit Sicherheit bestimmen, da sich das Maß, in welchem die Kaufkraft des Geldes weiter sinken wird, nicht vorhersehen läßt. Aber nach den Erfahrungen der vorvergangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte scheint es im allgemeinen erforderlich, wie ausreichend, ein Fünftel oder wenigstens ein Sechstel der Jahresrente einzubehalten. Man nehme nur ein Fünftel gleich 20 Prozent, so werden aus einem Kapital von ursprünglich 10000 Mark nach einem Jahre 320 Mark, nach zehn Jahren 346 Mark, nach 20 Jahren 375 M. auf den Zweck verwendet, bis nach 29 Jahren 400 M. erreicht sind. Dann steigt die Rente weiter und stellt in 100 Jahren 708 Mark und in 200 Jahren 1574 M. für den Zweck zur Verfügung — also ungefähr ebenso viel, als vorausichtlich dann zur Erreichung des Zweckes in Anbetracht des weiter sinkenden Geldwertes notwendig sein wird.

Freilich läßt sich eine Verwaltung schon bestehender Stiftungen hiernach in der Regel nicht durchführen, weil der Stifterwille entgegensteht. Und doch kann auch hier für eine sinngemäße Verwendung des Gebankens Hilfe geschaffen werden. Nicht selten werden zu älteren Stiftungen Zusätzungen errichtet. Diese können dann richtig verwaltet, nachgeholt, was bei Errichtung der Hauptstiftung veräußert worden ist. Beträgt z. B. eine Stiftung 10000 Mark und es errichtet jemand eine Zusatzstiftung von 1000 Mark, dann sollen diese 1000 Mark nicht dem Vermögen einverleibt werden, sondern sie sollen durch besondere Verwaltung und Abmessung der Erträge insoweit gesondert sein, bis die Zusatzstiftung ein Fünftel der Hauptstiftung beträgt. Von da an soll jährlich so viel des Zinsanfalles der Zusatzstiftung in das Vermögen der Hauptstiftung fließen, daß nur eben die Zusatzstiftung gleich einem Fünftel der Hauptstiftung erhalten bleibt. Er wächst also um die Hauptstiftung und damit deren Rente.

Das Staatsministerium macht die Gemeinden schließlich noch darauf aufmerksam, daß dieser Gedanke besonders für solche Fälle von Bedeutung sein wird, wo es sich um Stiftungen handelt, die überhaupt nur einen geringen Ertrag geben und doch für lange oder alle Zeiten Geltung haben sollen. Als Bahnbrecher auf diesem Gebiet wird der Staatsanwalt Zeiler in Zweibrücken bezeichnet. „A. N. N.“

#### Die moderne Chinesin.

Wenn irgendwo von China gesprochen wird, hat man meist sofort die Vorstellung uralter Kultur und verpöhten Lebens. Besonders von der chinesischen Frau kann man sich fürs erste nicht vorstellen, daß sie die Entwicklung der Frauen unserer Zeit ins Moderne und Unabhängige auch mitgemacht habe. Daß das aber trotzdem so ist, zeigt ein interessanter Aufsatz, den Dr. Käthe Schirmacher in der letzten Nummer

der „Zeit im Bild“ veröffentlicht. Sowohl die Zustände alter Zeit, als auch der jetzigen, sind darin interessant dargestellt.

Früher galt die Frau in China als ein Mensch zweiter Ordnung; nur der Mann darf den religiösen Kultus der Ahnen vollziehen. Die Frau hat also einen geringeren Wert und dazu eine untergeordnete Stellung. Sie wird gekauft und verkauft wie eine Sache oder ein Tier. Zuerst gehorcht sie den Eltern, dann der Schwiegermutter und dem Manne. Als Schwiegermutter und Mutter von Söhnen erlangt sie oft große Macht und kann anderen die Quälereien heimzahlen, die sie selbst erlitt. Das Leben der Chinesin ist ein so furchtbares, daß Töten und Aussetzen der kleinen Mädchen ein tägliches Vorkommnis ist. Es ist kein Verbrechen und bleibt völlig straflos. Die Mütter befreien aus Mutterliebe ihre Töchter.

Gleich Wissen in China hochgeschätzt und geehrt wird, können nur zehn Prozent der Bevölkerung und nur ein Prozent der Frauen lesen. Bis zur Zeit der Revolution 1911 gab es drei öffentliche Mädchenschulen in Peking und drei in Schanghai.

Die übrigen, wenig zahlreichen (China hat über 300 Millionen Einwohner) sind Missions- und Privatschulen. Die Chinesin ist also meist unwissend; sie wird für die Ehe gekauft, den Kaufpreis erhält der Vater, ein Erbrecht haben nur die Söhne.

Mit etwa fünf Jahren beginnt die namenlose Marter der Fußverkrümmung. Diese Sitte ist uralt und beherrscht alle Klassen; auch dem Mädchen des Volkes bindet man die Füße, und auf diesen Stümpfen muß die erwerbende Frau ihre Arbeit verrichten, die Hausfrau und Mutter ihren Beschäftigungen nachgehen. „Gehen“ tun sie daher auch nicht, sie humpeln, sie scheinen bis zum Knie hölzerne Beine zu haben, manche müssen sich überhaupt stützen; man sieht sie bei der Arbeit hocken, ja, sie kriechen mühsam entlang. Tausende mit diesen verkrümmten Füßen arbeiten in Webereien und Zigarrenfabriken.

Die Ehen sind denn auch die unglücklichsten, die man sich denken kann, und der letzte Ausweg ist der Selbstmord. Die Frau nimmt dann Gift; gibt der Mann nach, so nimmt sie ein Gegengift, befreit er, so stirbt sie. Europäische Ärztinnen und Missionare werden in solchen Fällen gerufen, und durch sie erfuhr Mrs. Parks, daß der christliche Chinese den Selbstmord der Frau nicht gerne sieht, denn so gewinnt sie als erste das Ohr des himmlischen Richters und außerdem kann die Familie der Frau ihn durch die Forderung eines prunkvollen Begräbnisses ruinieren. — Der Selbstmord des Mädchens, dessen Verlobter stirbt, wird hoch gepriesen und gefeiert. Wittwen, die ledig bleiben und ihre Kinder gut erzogen haben, werden sogar in ganz China durch Denkmäler geehrt. — Hier wie anderswo wird durch barbarischen Druck das Parte und Feine vernichtet, das Widerstandsfähige zu Stahl gehämmert. Die Chinesen sind z. B. in ihren Strafen eine der grausamsten Rassen und das Los ihrer Frauen zeitigt mit übermenschlichem Leid übermenschliche Kraft.

Daß es ein anderes Frauenleben als das ihre gab, mußten sie schon lange durch die Missionare und Europäer in China. Sie haben es auch gelesen, denn ein Prozent lesehundiger Frauen macht bei 150 Millionen doch schon 1 1/2 Million. Diese gebildeten Frauen standen mit europäischer Kultur in Verbindung, lasen vornehmlich englische Bücher, manche studierten in amerikanischen Universitäten und lehrten als Ärztinnen in die Heimat zurück; andere hatten in Europa studierende männliche Verwandte, und auch zu ihnen drang einiges von der europäischen Welt.

Jetzt gibt es allerdings in China einen Weltbund für Frauenstimmrecht, weibliche Abgeordnete des Parlaments von Canton und das moderne China will mit der Sörigkeit der Frau brechen. Wir sind Zeugen des Erwachens Chinas.

#### Die Erbtante.

Erzählung von Dr. C. Berger.

„In Tränen, Erna, warum, was ist geschehen?“

„Ach, Artur, die Tante.“

„Nun, was ist mit ihr?“

„Wir hatten doch immer gehofft, daß es mir gelingen würde, sie unserer Verbindung geneigt zu machen — und nun will sie gar, daß ich einen anderen heiraten soll.“

„Einen anderen? Nein, wir haben ihr nachgegeben, solange es möglich war. Aber du, einen anderen heiraten als mich? Das gibt es nicht, nun und nimmermehr.“

„Das sage ich auch, das ist ja selbstverständlich, aber denke dir, dieser Kummer für unsere armen Eltern. Sie hätten ja gegen unsere Verbindung nichts einzuwenden, aber sie müssen Rücksicht auf die Tante nehmen, meiner jüngeren Geschwister wegen. Das Gehalt meines Vaters reicht bei dieser teuren Zeit gerade nur zur Bestreitung der notwendigen Bedürfnisse der Familie aus, und er möchte doch gerne, daß meine beiden jüngeren Brüder studieren, daß Fritz und ich einmal eine anständige Aussteuer bekommen sollen. Das ist aber nur möglich, wenn Tante Agnes von dem großen Vermögen, das sie von ihrem verstorbenen Mann geerbt hat, wenigstens einen Teil uns zukommen läßt, und sie weiß das auch ganz gut und tyrannisiert deshalb den Vater, obwohl er eigentlich ihr Lieblingsbruder ist, und die ganze Familie hat unter ihrer Tyrannei zu leiden.“

„Und was ist das denn eigentlich für ein Kerl, den sie dir ausgesucht hat?“

„Ein Mediziner, gerade wie du, ein Dr. Watuschek.“

„Watuschek, der, auch das noch.“

„Kennst du ihn?“

„Ob ich ihn kenne. Watuschek ist es, mit dem ich in diesem Frühjahr eine Schlägermensur gehabt hatte, weil er in halbrunkenem Zustande mich ohne jeden Grund beleidigt hatte. Ich habe ihm eine gute Freiburger Terz beigebracht, dem unterschämten Kerl. Wie sie nur gerade auf den gekommen sein mag.“

„Sie kennt ihn erst seit kurzer Zeit, ist aber ganz begeistert von ihm. Sie ist neulich im Stadtpark ausgeglitten und hingefallen und dabei hat sie sich an der Stirn beschädigt. Dr. Watuschek war zufällig in der Nähe, eilte ihr zu Hilfe, legte ihr einen Notverband an und fuhr dann in einer Droschke mit ihr nach ihrer Wohnung, wo er sie seitdem behandelt hat.“

„Sonderbar, genau die gleiche Geschichte ist mir auch vor einigen Wochen passiert.“



„Er hat Tante Agnes dadurch vollständig für sich eingenommen, daß er ihr, als sie über die teuren Zeiten klagte — du weißt ja, wie sparsam sie ist —, beinahe geizig —, empfohlen hat, statt der Fleischbrühe, die sie sich täglich aus einem Pfund Rindfleisch kochen läßt, einfach Liebig's Fleischextrakt zu verwenden. Die Ersparnisse, die sie dadurch erzielt, hat sie sich bei Heller und Pfennig genau ausgerechnet, und ist glücklich über diese. Ueberhaupt solle man nicht so viel Fleisch essen, hat er gesagt, der übermäßige Fleischgenuß trage mit die Hauptschuld an der Nervosität unserer Zeit, und viel Gemüse, wie unsere Vorfahren es genossen hätten, sei viel gesünder als das viele Fleisch. Das war natürlich Wasser auf Tante Agnes' Mühle, denn das Gemüse ist ja viel billiger, wie das Fleisch, das man jetzt überhaupt kaum noch erschwingen kann. Aber was überst du denn so Mund und Nase auf?“

„Ich bin fassungslos. Genau dasselbe habe ich meiner alten Dame auch gesagt.“  
 „Ach, du lieber Himmel, wärest du doch lieber an Tante Agnes geraten, und Dr. Watuschek an eine andere.“

„Aber es ist ein Zufall, daß wir gerade beide dasselbe Erlebnis hatten, ein Zufall, der ganz gewiß nur alle Jahrhunderte einmal vorkommt, sonderbar.“

Es klingelte. Erna eilte hinaus, sprach draußen einige Worte, führte jemand in den Salon und lehrte gleich darauf wieder in das Wohnzimmer zu Dr. Artur Barnekow zurück. „Du, die Tante ist da.“ flüsterte sie. „Ich glaube, es ist besser, wenn sie dich nicht sieht, sie wird wohl nicht lange bleiben. Ich muß ihr Gesellschaft leisten, da der Vater im Amt und die Mutter auf Einkäufe ausgegangen ist. Warte solange hier und unterhalte dich, so gut du kannst.“ Gleich darauf verschwand sie wieder.

Dr. Barnekow leistete der Weisung Folge. Er beschäftigte sich inzwischen mit einem Heft einer medizinischen Zeitschrift, das er sich mitgebracht hatte. Aber die Tante blieb doch noch länger, als Erna vorausgesehen hatte, und er mußte nach Hause, da seine Sprechstunde herannahte. Wenn er auch erst kurze Zeit praktizierte, einige gute Patienten hatte er doch schon und war viel zu gewissenhaft, um seine Sprechstunde zu veräumen. Er ging hinaus auf den Korridor und wollte sich gerade seinen Leberrock anziehen, den er dort abgelegt hatte, als auch die Tür des Salons sich öffnete und Tante Agnes, von Erna gefolgt, heraustrat.

„Ah, mein lieber Doktor, Sie hier?“ ertönte ihre Stimme. „Sie sind hier bei meinem Bruder auch Arzt? Das würde mich sehr freuen, ich habe Sie auch schon allen meinen anderen Bekannten empfohlen, ich bin Ihnen wirklich dankbar, ganz besonders auch für die Empfehlung des Liebig'schen Fleischextrakts. Es tut mir ausgezeichnete Dienste und ist viel billiger, als das enorm teure Fleisch. Da klagte die Leute immer über diese fürchterlichen Fleischpreise. Es ist zu dumm. Warum machen die es nicht so wie ich und kochen auch mehr Gemüse unter Zuhilfenahme von Liebig'schen Fleischextrakt? Ich kann das gar nicht begreifen. Seit ich Ihrer Diätvorschrift gefolgt bin, fühle ich mich viel wohler.“

Ohne ein Wort erwidern zu können, hatte Artur ihren Redeschwall über sich ergehen lassen. Er wollte eben ihre Anerkennung mit einem bescheidenen Worte des Dankes erwidern, als sie schon wieder, zu Erna gewandt, fortfuhr: „Und du, mein Kind, du machtest ein so entsetztes Gesicht, als ich dir von Dr. Watuschek sprach. Ich finde, daß er ein sehr netter junger Mann ist, und es würde mich sehr freuen, wenn auch du dahin kämest, meine Ansicht über ihn zu teilen.“

„Aber das ist doch gar nicht Dr. Watuschek, liebe Tante, das ist doch Dr. Artur Barnekow.“

„Wein, da irrst du dich, liebe Erna. Ich habe dir doch erzählt, daß er mir bei meinem Unfall behilflich war, und auf meinen Wunsch hat er mir nachher seine Visitenkarte gegeben. Auf dieser aber steht groß und deutlich: Dr. Emil Watuschek.“

„Ah, nun erklärt sich mir alles.“ rief jetzt Artur. „Diesen Leberzieher hier habe ich den ganzen Sommer über nicht getragen und als ich ihn im Frühjahr zum letztenmale angezogen hatte, fand das Renkontre mit Watuschek statt. Wir tauschten damals die Visitenkarten aus und ich steckte die feine hier in die Billettasche meines Leberziehers. Diese ist es, die ich der gnädigen Frau an Stelle der meinigen überreicht hatte.“

Wenige Tage darauf fand unter der Ägide der Tante Agnes die offizielle Verlobung Ernas mit Dr. Barnekow statt, und die alte Dame übernahm nicht allein die Aussteuer für ihre Nichte, sondern sie sicherte dem Brautpaar auch noch eine für ihre Sparbarkeit nicht geringe Rente zu, die ihm die baldige Heirat ermöglichte.

### Allgemeines.

— Sächsischer Volkscharakter und Schwesterberuf. Es ist oft bezweifelt worden, ob die Beweglichkeit des sächsischen Volkscharakters und die starke Industrialisierung unseres Landes die sächsischen Mädchen für den Beruf der Krankenpflege als besonders geeignet erscheinen lassen. Die Zahl der in die festen Gemeinschaften eintretenden Schwestern ist geringer als z. B. in Westfalen und Ostpreußen; besonders fehlen die Töchter der bestgestellten und gebildeten Familien. Aber nicht selten liegt die Ursache in mangelnder Kenntnis. So stammten die Schwestern des Kgl. Schwesternhauses in Subertusburg in früheren Jahren etwa zur Hälfte aus nicht-sächsischen Ländern, besonders aus Norddeutschland. Seitdem die wichtige Arbeit der sächsischen Landesanstalten bekannter geworden ist, hat sich die Zusammensetzung geändert. Von den 57 Lehrschwestern, die gegenwärtig ihren halbjährigen Lehrkursus dort durchmachen, sind 45 in Sachsen geboren. Diese Beobachtung berechtigt zu der Hoffnung, daß der Schwesterberuf in Sachsen immer mehr zur Anerkennung gelangen wird. Der sächsische Staat hat begonnen, die Geisteskranken aus den städtischen und Bezirksanstalten in die Landesanstalten zu übernehmen; am 15. April sind bereits hundert Kranke aus der Chemnitz städtischen Heil- und Pflgeanstalt nach der neuen Staatsanstalt Arnsdorf überführt worden, weitere starke Vermehrungen des Krankenbestandes der Landesanstalten werden folgen. Viele tüchtige Schwestern sind noch nötig, besonders auch solche mit guter Vorbildung. Die sächsischen Mädchen möchten es als ihre Ehrenpflicht ansehen, für die Pflege der

Kranken unseres Landes selbst zu sorgen. Wer Auslandsbegehr, wende sich um Aufnahmebedingungen an das Kgl. Schwesternhaus in Subertusburg bei Wernsdorf Bez. Leipzig.

— Wider das Amerikanertum und die Engländerei. „Wild West in Dresden!“ Alles strömt zum großen Schaustück, sieht und hört Dinge, die hierzulande gottlob fremd sind, aber dann spielen die Kinder Indianer, werfen sich Lasso um den Hals, gehen aufeinander leidenschaftlich los, bis es die Eltern verbieten. Sie sehen zu spät ein, daß sie ihren Kindern einen schlechten Dienst geleistet mit dem Besuch des Schaustückes. — „Wild West in Dresden!“ Im Nachhinein des Auslandes waren die lieben Deutschen ja leider immer groß und das Ausland beurteilt sie dann als große Kinder. Man gehe durch die Straßen; da ist ein „American Bar“, wo ein guter Deutscher, der sich „Jonny“ nennen muß, die „Drinks“ bereitet. Das Sternbanner leuchtet am Firmenschild und im Schaufenster. Rohe Faust- und Ringkämpfe werden an den Aufschlagsäulen gepriesen, ganz zu schweigen von den Riesentafelmachungen des Zirkus. Bücher kaufe man im „American book store“, im „Kino“ bewundere man amerikanische Helmschützen; die stammen ja aus dem Lande der Freiheit. Besonders hübsch sieht zum „Smoking“ die kurze Tabakspfeife, die gewaltige Mütze aus grauem Stoff, der flatternde Bindeschlupf. Im öffentlichen Lokal sieht rechtslinks hinlummeln, amerikanisch ausprägen, dann im Gespräch Deutschland heruntermachen, das ist „Wild West in Dresden!“ — Oder lieben sie ein bißchen „English“? Wer es noch nicht gut sprechen kann, mache es wie jener junge Mann. Er ging in Geschäfte, wo am Fenster stand „English spoken“; dort „parlierte“ er, ohne zu kaufen, bloß: um sich zu üben. „Messenger boys“ müssen sie heißen, die eine Einladung zum „Five o'clock tea“ überbringen. Wer den Sport liebt, lasse sich ein Verzeichnis geben; es ist alles zwar „Made in Germany“, aber beileibe nicht deutsch bezeichnet. Auf dem Fußballplatz, beim Wettrennen, beim Pferderennen klingen englische Befehlsworte, sonst gilt es nicht. Die Männerkleidung kann noch so liebedürftig sein, wenn's nur nach englischem Schnitt ist. Nur in einem von einer Engländerin geleiteten „Pensionat“ sind die jungen Mädchen am besten aufgehoben. Englische Rücksichtslosigkeit — das ist vornehm. Die Engländer reden jetzt immer von einer deutschen „Invasion“, nun, bei uns haben sie sie längst gemacht. Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien ein aufsehenerregendes Buch, betitelt „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“. Der klagte über die Kleinstaaterei und Zerissenheit unfres Vaterlandes. Heute mühte er über Amerikanertum und Engländerei klagte, die sich bei uns so breit machen. Wer ist Schuld daran? Wir Deutschen selber. Rasen wir uns endlich auf. Der Jahrhundert alte Erbsfehler muß endlich beseitigt werden. Vergiß nicht, daß du ein Deutscher bist. Kaufe nur in deutschen Geschäften, wo keine ausländischen Worte prangen, lies deutsche Bücher, treibe deutsche Spiele und sprich deutsche Sprache ohne Fremdwörter. Wir leben in Deutschland und am deutschen Wesen soll die Welt genesen. —

— Ein Stück vaterländischer Jugendpflege stellt eine Einrichtung dar, die von einem kaufmännischen Berufsvereine, dem 135000 Mitglieder zählenden Deutschenationalen Handlungsgehilfen-Verbande, Hamburg, geschaffen wurde. Dieser Verband veranstaltet in diesem Jahre wieder besondere Deutschenationale Jugendtage für Kaufmannslehrlinge; 35 solcher Tagungen finden in den deutschen Gauen — die meisten am Pfingstfest — statt und Tausende deutscher Handlungslehrlinge werden sich an ihnen beteiligen. Die Tagungen sind fast alle als vater-

ländische Gedent- und Festfeiern gedacht, wie schon ein Blick auf die Tagungsorte zeigt: Körners Grab bei Wöbblin, Schlachtfeld Großbeeren, Möckern, Raxbach, Grab der Schill'schen Offiziere in Wesel, Hermanns-Denkmal, Moltkes Ruhestätte Kreiau usw. u. u. Wanderschaften, Kriegs- und Geländespiele, Ansprachen, Vorträge, Wettspiele, teilweise auch Feldgottesdienst stehen auf der Festordnung. Die Unterbringung der jugendlichen Teilnehmer erfolgt der Einfachheit und Billigkeit wegen in Massenlagern oder Kasernen. Jeder deutsche Handlungsgehilfen-Verband, Hamburg 36, Holstenwall 4, gern zu. Begreiflicherweise bringen die Behörden den Tagungen fördernde Aufmerksamkeit entgegen, wie auch alle andern in der Jugendpflegearbeit stehenden Kreise dem Wirken der über 16000 Kaufmannslehrlinge umfassenden Jugendabteilung des D. S. V. steigende Beachtung und Anerkennung gönnen. Diese Jugendabteilung veranstaltete im Jahre 1912 in ihren 481 örtlichen Gruppen 8674 Vorträge, Wanderungen, Besichtigungen, Gastelabende, Elternabende, Gedenkfeiern usw. mit 189753 Besuchern, 304 Unterrichtskurse mit 5404 Teilnehmern und wendete rund 60000 Mk. für Jugendpflegezwecke auf.

— Wie erhält man Schüttelkummen lange frisch? Nicht mehr durch Abschneiden der Stengel und Hinzufügen von Salz oder Natron. Dies alles hilft nur kurze Zeit. Wirklich erfolgreich verhilft man das schnelle Absterben unserer Lieblinge, wenn man ihnen täglich zweimal frisches Wasser gibt und diesem jedesmal auf 1 Liter 3 Stückchen Zucker hinzufügt. Die Blüten saugen hieraus Lebenskraft und Frische und danken dem Spender dadurch, daß sie wie durch Zauber erhalten werden.

— Die Ausführung einfacher Befehle bei der Hundedressur: Sehen, Liegen, Springen, Apportieren, Vor- und Zurückgehen, wie auch Tragen von Gegenständen, muß jedem größeren Hunde, der als wohlgezogen gelten soll, beigebracht worden sein. Für großfräugige Hunde ist zudem fetter Apfell unbedingt erforderlich, weil man sonst aus Aergern, Scherereien und Unannehmlichkeiten nicht herauskommt. Alle jene kleinen Leistungen sind den Hunden aber mehr im Spiele als im Ernste beizubringen und gelingen leicht, wenn man rechtzeitig mit der Übung darin beginnt und in richtiger Folge dabei verfährt. Bei älteren Zwingerhunden macht die Erziehung zu solchen „Kunststücken“ gewöhnlich mehr Schwierigkeiten und muß damit die Dressur oft mit ganzer Strenge einleiten.

— Erzieher-Dummheiten. Wie oft hört man auf Spaziergängen im Freien seitens einer Mutter oder einer Kinderwärtlerin den Ruf: „Du, ein garstiges Tier; mach's tot!“ — Kinder sollten niemals veranlaßt werden, Tiere zu töten; denn entweder bekommen sie Abscheu vor diesen und erschrecken dann auch vor dem kleinsten Tier, oder sie mordern rücksichtslos alle kleinen Tiere, deren sie habhaft werden können und werden Kostlinge gegen alles, was fliegt und kriecht. Dadurch wird das Kindergemüt verhärtet. Ebenso erzieht man zur Nachsicht und Mitleid, wenn man das schreiende Kind, um es zu beruhigen, auffordert, alles zu schlagen, was ihm weh getan hat. Selbst der Tisch wird da oft nicht verschont, wenn sich das Kind an ihm ein wenig gestoßen hat. Das sind Erzieher-Dummheiten, die leider sehr weit verbreitet sind. Wer von seinen Kindern ein liebreiches Gemüt erwartet, darf niemals die geringste Tierquälerei durchgehen lassen oder gar billigen, auch nicht an schädlichen Tieren.

### Richtung Chemnitz-Aue-Adorf. Sommerfahrplan 1913. Richtung Adorf-Aue-Chemnitz.

Richtung Chemnitz-Aue-Adorf.										Richtung Adorf-Aue-Chemnitz.												
2.-3.	2.-4.	2.-3.	2.-4.	2.-3.	2.-4.	2.-3.	2.-4.	2.-3.	2.-4.	2.-4.	2.-4.	2.-4.	2.-3.	2.-4.	2.-3.	2.-4.	2.-3.	2.-4.	2.-4.			
12,00	4,24	6,30	8,10	9,19	10,45	12,53	3,00	6,28	9,43	ab Chemnitz . . . an	6,15	8,00	9,55	11,27	1,06	3,05	4,22	6,38	8,54	11,48		
12,06	4,29	6,35	8,16	9,25	10,50	12,58	3,06	6,35	9,49	„ Chemnitz-Südfl. . .	6,17	8,02	9,57	11,29	1,02	3,01	4,18	6,34	8,50	11,44		
12,13	4,36		8,23	9,32			3,13	6,42		„ Chemnitz-Reichenhain, . .			9,43				4,11			11,37		
12,17	4,40		8,27	9,36			3,17	6,46		„ Erfenschlag . . .			9,39				4,07			11,33		
12,24	4,46		8,35	9,43			1,10	3,23	6,54	„ Einsiedel . . .	5,59		9,33	12,49	2,49		4,01	6,20	8,37	11,27		
12,30	4,55		8,41	9,49	11,09		1,16	3,29	7,00	„ Dittersdorf . . .			9,26	12,43			3,55	6,14	11,19			
12,39	5,03		8,50	9,57			1,24	3,38	7,09	„ Eibenberg-Kemtau . . .			9,18	12,33			3,47		11,11			
12,45	5,10	7,02	8,58	10,04	11,22		1,31	3,45	7,16	10,18	„ Burkhardtsdorf . . .	5,45		9,13	12,28	2,34		3,43	6,03	8,23	11,06	
12,52	5,20	7,10	9,06	10,12			1,39	3,53	7,23	10,25	„ Meinersdorf . . .	5,38	7,29	9,05	12,20			3,34	5,53	8,15	10,59	
1,01	5,30	7,20	9,16	10,21	11,35		1,47	4,02	7,33	10,34	„ Thalheim . . .	5,31	7,21	8,55	12,12	2,22		3,26	5,47	8,08	10,51	
1,18	5,39		9,23	10,28			1,54	4,09	7,40	10,43	„ Dorchemnitz . . .	5,23	7,14	8,45	12,01			3,15	5,37	8,00	10,44	
1,20	6,00	7,38	9,35	10,42	11,54		2,06	4,22	7,53	10,56	„ Zwönitz . . .	5,14	7,05	8,36	10,39	11,52	2,08		3,06	5,28	7,51	10,34
1,30	6,10		9,45	10,53			2,15	4,32	8,02	11,06	„ Lössnitz, ob. Bhf. . .	5,02	6,52	8,23	11,37			2,54	4,73	7,36	10,20	
1,38	6,19	7,54	9,53	11,01	12,10		2,22	4,41	8,10	11,14	„ Lössnitz, unt. Bhf. . .	4,52	6,42	8,13	11,27			2,44	4,54	7,26	10,10	
1,45	6,33	8,18	10,00	11,30	12,26		2,40	5,06	8,30	11,28	„ Aue . . .	4,43	6,32	8,03	10,10	11,16	1,40		2,34	4,54	7,15	9,58
8,29	10,09		1,25				4,29	7,20	10,31	„ Zwotental . . .			5,35	8,29	9,16	11,24			2,58		7,25	
8,45	10,26		1,40	2,03			4,43	7,35	10,47	„ Markneukirchen . . .			5,08	8,07	8,44	10,53			2,29		6,57	
8,52	10,33		1,47	2,10			4,50	7,43	10,55	„ Adorf . . . ab			5,00	8,00	8,33	10,45			2,20		6,46	

### Richtung Stollberg-Zwönitz-Scheibenberg. Richtung Scheibenberg-Zwönitz-Stollberg.

Richtung Stollberg-Zwönitz-Scheibenberg.						Richtung Scheibenberg-Zwönitz-Stollberg.					
Station:	2.-4.	2.-4.	2.-4.	2.-4.	2.-4.	Station:	2.-4.	2.-4.	2.-4.	2.-4.	2.-4.
ab Stollberg . . .	5,15	8,48	11,10	3,33	7,06	ab Scheibenberg . . .	5,40	—	10,01	3,46	8,45
„ Oberd.-Beutha . . .	5,30	9,03	11,25	3,48	7,21	„ Hermannsdorf . . .	5,54	—	10,15	3,59	8,59
„ Alfalter . . .	5,43	9,15	11,37	4,01	7,34	„ Elterlein . . .	6,04	—	10,29	4,14	9,14
an Zwönitz . . .	5,55	9,27	11,49	4,13	7,46	„ Grünhain . . .	6,19	—	10,47	4,34	9,33
ab Zwönitz . . .	6,10	—	12,05	4,29	8,11	„ Beierfeld . . .	6,26	—	10,56	4,44	9,41
„ Bernsbach . . .	6,36	—	12,29	4,54	8,36	„ Bernsbach . . .	6,37	—	11,10	4,59	9,53
„ Beierfeld . . .	6,46	—	12,41	5,06	8,48	an Zwönitz . . .	6,58	—	11,31	5,20	10,14
„ Grünhain . . .	6,55	—	12,51	5,14	8,57	„ Zwönitz . . .	7,11	9,37	11,54	5,30	10,57
„ Elterlein . . .	7,14	—	1,10	5,33	9,17	„ Alfalter . . .	7,23	9,49	12,06	5,42	11,09
„ Hermannsdorf . . .	7,24	—	1,19	5,42	9,26	„ Oberdorf-Beutha . . .	7,36	10,02	12,19	5,55	11,23
an Scheibenberg . . .	7,36	—	1,31	5,54	9,38	an Stollberg . . .	7,51	10,17	12,34	6,10	11,38

### Richtung Meinersdorf-Thum-Schönfeld und zurück.

Richtung Meinersdorf-Thum-Schönfeld und zurück.												
3.-4.	3.-4.	3.-4.	3.-4.	3.-4.	3.-4.	3.-4.	3.-4.	3.-4.	3.-4.			
6,30	9,30	1,20	5,07	7,50	11,25	ab Schönfeld-Wiesa . . . an	8,28	1,04	4,44	7,14	10,52	—
7,05	10,05	1,55	5,43	8,26	12,00	„ Geyer Htp. . . . .	7,53	12,30	4,10	6,40	10,18	—
7,13	10,14	2,01	5,51	8,33	12,13	„ Geyer . . . . .	7,48	12,24	4,05	6,35	10,13	12,09
7,33	10,33	2,19	6,08	8,51	12,29	„ Ehrenfriedersdorf . . . . .	7,30	12,06	3,41	5,30	9,52	11,53
7,41	10,41	2,27	6,15	8,59	12,37	„ Ehrenfriedersdorf Htp. . . . .	7,16	11,55	3,28	5,20	9,40	11,42
4,42	8,00	1,11	2,38	6,26	9,20	„ Thum . . . . .	7,10	11,49	3,21	5,15	9,33	11,36
4,51	8,10	1,21	2,47	6,35	9,29	„ Jahnsbach . . . . .	6,42	11,03	2,50	4,89	8,36	11,16
5,03	8,23	1,34	2,59	6,47	9,41	„ Hornersdorf . . . . .	6,29	10,52	2,19	4,46	8,23	11,05
5,10	8,33	1,43	3,06	6,54	9,48	„ Auerbach (Erzgeb.) . . . . .	6,19	10,44	2,11	4,36	8,13	10,57
5,16	8,39	1,49	3,12	7,00	9,54	„ Auerbach (Erzgeb.) Htp. . . . .	6,09	10,37	2,04	4,25	8,02	10,50
5,22	8,47	1,58	3,18	7,06	10,00	„ Gornsdorf . . . . .	6,01	10,30	1,57	4,17	7,54	10,43
5,28	8,53	2,04	3,24	7,12	10,06	„ Gornsdorf Htp. . . . .	5,52	10,24	1,50	4,07	7,44	10,37
5,33	8,58	2,09	3,29	7,17	10,11	an Meinersdorf . . . . . ab	5,45	10,18	1,44	4,00	7,37	10,31



# Sonntags-Bote

## aus dem Zwönitztale.

Beilage zum „Zwönitztaler Anzeiger“.

Nr. 10.

Sonntag, den 11. Mai.

1913.

### Ein Chemnitzer bei der Fremdenlegion.

Erlebnisse von C. P.

(1. Fortsetzung.)

Der Stamm der Figig, der seit 1900 unter französischem Protektorate steht und als solcher steuerpflichtig ist, hatte schon seit drei Jahren seine Steuern nicht entrichtet und nebenbei noch an der Landesgrenze vorüberziehende Warenzüge überfallen und beraubt. Nun forderte die französische Regierung den Scheich des Landes auf, seine rückständigen Steuern zu bezahlen und alles geraubte Eigentum, sowie alle Gewehre, mit Ausnahme der Jagdgewehre, bis zum 8. Juni 1903 herauszugeben, widrigenfalls man Waffengewalt anwenden würde. Auf französischer Seite waren ungefähr 8000 Mann zusammengezogen, unter denen sich ein Regiment französischer Artillerie, welches von Toulon herübergekommen war, außerdem zwei Bataillone der Fremdenlegion, zwei Bataillone Turkos, ein Regiment Zuaven und einige Schwadronen Spahis befanden.

Da bis zum 9. Juni keine Waffen abgeliefert und auch keine Steuern bezahlt waren, ließ General Dcinor einige Geschütze auffahren und am Morgen des 10. Juni eine Stunde lang mit Platzpatronen feuern. Hierauf schickte er einen Parlamentär nach Figig und ließ sagen, wenn bis zum Abend nicht alle Bedingungen erfüllt wären, würde er das Gefecht eröffnen. Die Araber antworteten dem General, wenn alle französischen Kanonen so gut treffen würden, wie die am Morgen, so solle man nur kommen, sie seien bereit. Sie hatten noch nie Kanonen gesehen, und vermuteten daher, daß ihre Wirkung, weil man ja nur mit Mandöverkartuschen geschossen hatte, überhaupt keine andere wäre. Der General beschloß daher, am anderen Morgen das Gefecht zu eröffnen und Figig unter allen Umständen zu nehmen.

Unser Lagerplatz befand sich 14 Kilometer von Figig entfernt auf französischem Gebiet. Das Ländchen selbst liegt fast durchweg auf einer Ebene, welche rechts und links von hohen Bergen des Atlasgebirges — der höchste ist 1700 Meter hoch — umschlossen ist, sodaß der Eingang nicht breiter als ein Kilometer ist. Die Hauptstadt des Landes, Zenaga, ist von einem Dattelwald umgeben, der 80 000 ertragreiche Palmen zählt, alle durchschnittlich zehn Meter hoch, sodaß man von der eigentlichen Stadt nur die Kuppeln und Moscheen sehen konnte. Um die Stadt herum zog sich eine aus ungebrannten Lehmziegeln erbaute Mauer in einer Höhe von drei Metern, in welche Schießscharten eingemauert waren.

Am 11. Juni, früh 1 Uhr, verließ eine Kompanie der Fremdenlegion das Lager, um als Aufklärungstruppe die rechts und links liegende Berg-

fette zu ersteigen, ob sich vielleicht die Araber darauf festgesetzt und uns den Einmarsch verwehren wollen. Aber nicht ein einziger Feind war zu sehen. Hätten sie sich auf diesen Bergen verschanzt, so wäre uns der Eintritt in ihr Land sehr teuer zu stehen gekommen, aber sie glaubten, indem sie sich zu Tausenden hinter ihrer Lehmmauer aufstellten, daß sie hinter ihr vollständig sicher seien und daß sie uns, wenn wir ihnen auf Schußweite nahegekommen wären, alle vernichten könnten. Sie hatten aber nicht mit unseren Kanonen gerechnet, die sie ja, nicht kannten und die zum ersten Male gegen sie verwendet wurden.

Um 4 Uhr verließen wir in Bataillonkolonne das Lager und kamen ungehindert bis auf 1500 Meter an den Dattelwald und die Mauer heran, von wo aus wir ein gewöhnliches Schützenfeuer auf die Mauer und in den Wald hinein eröffneten, ohne, wie ich glaube, großen Schaden anzurichten. Wohl schossen auch die Araber von ihrer Stadt hinter der Mauer auf uns, aber die Kugeln erreichten uns nicht. Nur ganz vereinzelt pfiffen über unsere Köpfe hinweg, ohne auch nur einen einzigen zu treffen. Dafür waren auf der linken Seite von uns, wo einige Schwadronen Spahis einen Refognoszierungsritt unternommen und sich etwas zu weit an die Seite des Waldes herangewagt hatten, zwei Tote und vier Verwundete zu verzeichnen. Schließlich erschallte das Signal zum Feuereinstellen, und wir erhielten die Erlaubnis, liegend unser mitgebrachtes Frühstück zu verzehren. Unterdessen fuhr ungefähr 500 Meter hinter uns die Artillerie auf einer Anhöhe auf. Um 9 Uhr früh begann das Feuer, und 24 Geschütze donnerten zu gleicher Zeit hinein in den Wald. Nachdem der Rauch verzogen, konnte man die Wirkung sehen. Die Bäume waren zusammengeknickt, als wenn sie umgehauen wären. Nach einer Stunde lag die Mauer, wenigstens auf dieser Seite, ziemlich frei, und nun schlugen die ersten Kugeln auch in die Mauer ein, jedesmal eine gewaltige Bresche reißend. Man kann sich die furchtbare Wirkung denken. Hinter der Mauer standen dichtgedrängt die Araber, die sich dort vollständig sicher fühlten und die nun durch die einschlagenden Granaten haufenweise niedergemetzelt wurden, sodaß wir mit bloßen Augen sehen konnten, wie sie nach der Stadt zu flohen, um sich dort vor den unheimlichen Geschützen zu retten. Auf die fliehenden Haufen richtete sich nun unser Infanteriefeuer, sodaß mancher noch von seinem Schicksal ereilt wurde. Das Feuer wurde dann für einige Zeit eingestellt, da unsere Generale hofften, die Feinde würden sich ergeben. Daß sie alle die Mauer verlassen hatten und in die Stadt geflüchtet waren, hatten sie ganz gut von einem Berge, auf dem sich der Generalstab befand, mit ihren Gläsern beobachten können. Als aber nach einer Stunde noch kein Zeichen irgend welcher Art vom Feinde kam, so eröffnete die Artillerie von neuem ihr Schnellfeuer, aber diesmal mit Kartätschen auf die Stadt.



Es sieht schaurig aus, wenn ein solches Geschöß in ein Gebäude hineinschlägt, ein großes Loch reißend, und dann unter furchtbarem Krachen zerplatzt, alles zerschmetternd, was in der Nähe ist. Wir Infanteristen hatten zwar nichts zu tun, aber es ist nichts Kleines, stundenlang bei einer Hitze von 50 Grad in glühender Sonne auf heißem Sand zu liegen ohne Wasser und den geringsten Schatten. So lagen wir bis um 3 Uhr nachmittags, als der Befehl zum Vorrücken für uns gegeben wurde und wir uns langsam der Stadt näherten, von deren Moscheen nicht mehr viel übrig geblieben war. Als wir aber zum Bajonettangriff vorgehen wollten, erschien auf der linken, nur noch zum Teil erhaltenen Moschee die weiße Fahne, und sofort wurde das Feuer eingestellt. Eine halbe Stunde später erschienen einige Araber als Parlamentäre, welche, zum General geführt, ihm versprachen, alle Bedingungen, welche er stelle, zu erfüllen, nur solle er das unheimliche Feuer mit den großen Muhalla Marbul, den Kanonen, einstellen, da dieselben furchtbar unter ihnen aufgeräumt hätten. Die Bedingungen der Uebergabe lauteten: Bezahlung der Kriegskosten, Bezahlung der Steuern, vollständige Unterwerfung unter französische Oberhoheit und Ablieferung aller Waffen und Munition binnen drei Tagen.

Wir traten dann den Rückweg an und erreichten abends um 6 Uhr, durchschwitzt bis auf die Haut, unser Lager, wo wir uns an frischem Wasser erquickten, was wir den ganzen Tag hatten entbehren müssen.

Am anderen Morgen nun begab sich unser Chefarzt mit seiner Sanitätskolonne in Begleitung einiger Schwadronen Spahis hinein in die Stadt, um die Verwundeten zu verbinden, deren es ungefähr 1000 gab. Wieviel Tote die Figig gehabt haben, hat man nie erfahren können, da sie dieselben sofort begraben hatten. Schon am nächsten Tage wurden mehr als 300 Gewehre aller Gattungen abgeliefert, sogar deutsche befanden sich unter ihnen. Wie diese in die Hände der Araber gekommen waren, war uns unbegreiflich. Unter anderen fanden wir auch ein ganz verrostetes Mausergewehr, welches nach gründlicher Reinigung sich in vollständig gutem Zustande befand.

Alle Truppen rückten schon nach acht Tagen in ihre Garnison zurück, nur mein Bataillon mußte so lange in Figig verbleiben, bis alle Bedingungen erfüllt waren. Das dauerte noch bis zum 12. Juli. Wohl hatten wir nichts zu tun, aber bei so einer Hitze — wir hatten mittags um 12 Uhr 52 Grad — war es in unseren kleinen Zelten fast nicht zum Aushalten, und heraus aus denselben durften wir von morgens 10 Uhr bis nachmittags 3 Uhr nicht, da es unmöglich ist, sich in der Sonne aufzuhalten. Die Bewohner des Figig-Ländchens haben aber bis heute noch keine Empörung wieder gewagt, auch ihre Steuern regelmäßig bezahlt. Sie können die Kanonen von Zenaga nicht vergessen!

#### Auf Strafexpedition.

Eine kleine Abwechslung hatten wir noch dadurch, daß wir einen anderen Araberstamm verfolgen mußten, der noch 180 Kilometer weiter hinauf bei Colomb-Bechar einen Militärtransport angefallen und sämtliche Schafe und auch das für uns bestimmte Getreide und andere Lebensmittel geraubt hatte. Man wird fragen, wie ist denn das möglich, wenn diese Warenzüge bewacht und durch militärische Eskorten begleitet sind? Gewöhnlich nimmt man als militärische Begleitung Kavallerie, da Infanterie nicht mit den Kamelen Schritt halten kann. Die Reiter sind meist selbst Eingeborene, die bei einem solchen Ueberfall nicht so energisch eingreifen, wie französische Truppen. Warum man nun nicht immer solche dazu verwendet, ist auch mir unbegreiflich. Nachdem wir ungefähr drei Wochen in den Bergen herumgesucht, ohne

wirklich etwas richtiges zu finden, aber doch einige Verwundete davongetragen hatten, verließen wir Colomb-Bechar, um am 13. Juli, also am Vorabend des französischen Nationalfestes, Ain-Sefra zu erreichen, wo wir noch an der Truppenrevue teilnahmen, welche in jeder Garnison, und sei sie noch so klein, an diesem Tage abgehalten wird.

Die Verfolgung und Auffuchung solcher räuberischer Stämme kann man zu dem schwersten Dienste rechnen, den man in der Fremdenlegion durchzumachen hat. Man legt jeden Tag 30 und noch mehr Kilometer bei größter Hitze zurück und findet von einem Araber auch nicht eine Spur. Dann muß man sich nachts in den abgefühltten Wüstenland oder auf hartem Steinboden hinlegen und wird gewöhnlich am frühen Morgen vor Tagesgrauen von einigen Schüssen geweckt. Wenn man dann zu den Waffen greift, so sind die Banditen schon wieder verschwunden, ebenso schnell, wie sie gekommen sind, und da sie mit ihren arabischen Vollblutpferden gut beritten sind, ist gar nicht daran zu denken, sie zu verfolgen, wenigstens nicht erfolgreich. Diese Alarmierung passiert womöglich mehrere Male hintereinander, selbst bei der größten Wachsamkeit.

Die Sache spielt sich gewöhnlich folgendermaßen ab: Eine Truppe, die mindestens eine Kompanie stark ist, lagert immer im Viereck, und zwar in kleinen weißen Leinwandzelten zu je sechs Mann, sodas auf jede Seite des Quadrats acht Zelte kommen, wenn die Kompanie z. B. 200 Mann stark ist. In der Mitte dieses Vierecks liegen die Zelte der Offiziere, die Pferde oder sonstigen Lasttiere, seien es nun Kamele oder Maulesel. Am Tage genügt zur Bewachung ein einzelner Posten, während man bei einbrechender Nacht auf jeder Seite einen oder in ganz unsicheren Gegenden auch Doppelposten aufstellt. Man sollte meinen, daß bei derartiger Wachsamkeit ein Ueberfall ganz unmöglich sei. Gewiß, wenn das Lager regelrecht angegriffen würde, so würde ein solcher Ueberfall stets rechtzeitig bemerkt werden, da jeder Soldat vollständig angekleidet in seinem Zelte liegt und in den meisten Fällen sein Gewehr durch den Riemen am Arm befestigt trägt, also im Falle eines Alarms sofort kampfbereit ist. Aber an eine offene Angriffsweise denken die Araber gar nicht, sie müßten sich denn in einer großen Uebermacht befinden. Deswegen kommen nur bei Nacht oder am frühen Morgen einige Reiter fast unhörbar auf ihren leichten Pferden auf Schußweite an das schlafende Lager heran, feuern einige Schüsse auf die in der Nacht leicht erkenntlichen weißen Zelte, machen kehrt und verschwinden ebenso schnell wie sie gekommen sind. Es kommt auch vor, daß einer oder der andere von ihnen von einem Wachtposten nachgeschandten Kugel niedergestreckt wird, in den Besitz des Toten oder Verwundeten kommt man aber niemals, da er immer von seinen Kameraden fortgeschafft wird. Ist nun das Lager durch die gefallenen Schüsse munter geworden — Tote oder Verwundete hat man gewöhnlich wenig oder gar keine zu beklagen —, so wird die Verfolgung der Banditen aufgenommen, die aber in der Regel resultatlos verläuft.

In Ain-Sefra wurde bei der Revue aus Anlaß des Nationalfestes der jetzige Divisionsgeneral Liauten, einer der besten Generale in Algerien, der damals noch Oberst war, zum Brigadegeneral befördert und mit dem Kommandeurkreuz der Ehrenlegion dekoriert, bei welcher Gelegenheit ich auch den Scheich sämtlicher Araber, Sidi Hamsa, zum ersten Male sah, der mit seinen goldgestickten Seidengewändern ein ganzes Vermögen mit sich herumschleppte.

#### An der marokkanischen Grenze.

Drei Tage nach der Parade verließen wir Ain-Sefra, um die 18 Tagereisen entfernte Garnison Saïda zu erreichen, wo wir Anfang August ankamen und



wo meine Kompagnie bis zum 1. Oktober liegen blieb, um dann für ein Jahr eine im Süden Algeriens liegende kleine Garnison namens Tiberie zu beziehen, bis zu welcher wir 21 Tage zu marschieren hatten. Dieser Posten liegt nur 28 Kilometer von der marokkanischen Grenze entfernt und war seinerzeit einer der gefährlichsten Grenzposten des ganzen Regiments. Jetzt ist der Ort ohne Truppen, und die früher von einer Mauer umringten einstöckigen Baracken sind dem Verfall preisgegeben. Der Dienst in dieser weltabgelegenen Gegend, wo man nur mit Arabern in Berührung kommt, war nicht schwer, aber auch sehr langweilig; denn man war ganz auf sich selbst angewiesen. Daß wir dort in Gefahr schwebten, bewies, daß beim Wasserholen — der Brunnen, den wir uns selbst gegraben hatten, lag außerhalb der Mauer — acht Mann die Gefäße trugen, während noch zwölf Mann mit geladenem Gewehr und 120 Patronen in den Taschen als Begleitung mitgehen mußten. Ueberhaupt war es streng verboten, allein zur Mauer hinauszugehen, und wenn wir Sonntags auf die Gazellenjagd gingen, so waren wir immer zehn bis zwanzig Mann beisammen. Wie notwendig diese Vorsichtsmaßregeln waren, bewiesen nachstehende Vorkommnisse.

Wir lagen zwei Kompagnien (400 Mann) hier. Der Kapitän meiner Kompagnie war ein ausgezeichnete Gazellenjäger, der manchmal unsere Kompagnie mit dem wohlschmeckenden Fleisch versah, — es schmeckt fast wie Rehbraten. Eines Tages erhielt unser Kapitän den Besuch zweier Hauptleute, die einige Tage bei ihm bleiben wollten, um mit ihm auf die Gazellenjagd zu gehen. Früh morgens verließen die drei Offiziere, nur begleitet von einem Legionär, die Befestigung, und als sie gegen Abend noch nicht wieder zurück waren, wurden wir schon etwas unruhig. Als aber der andere Morgen anbrach und noch niemand zurückgekommen war, so wurde meine Kompagnie unter Führung eines Kapitäns ausgesandt. Wir suchten die ganze Gegend ab, ja wir kletterten auf die umliegenden Berge, selbst die in der Nähe liegenden Araberlager wurden durchstöbert, was ja sehr leicht ist, da die in dieser Gegend hausenden Araber Nomaden sind, die in Zelten wohnen. Von den vier Mann fanden wir aber keine Spur. Wir wußten genau, daß ein Unglück oder vielmehr ein Verbrechen vorgekommen sei, denn die Offiziere würden nicht des Nachts draußen geblieben sein, da sie ja schon ältere Leute waren, die genau wußten, welchen Gefahren sie sich aussetzten, wenn sie sich zu weit von der Garnison entfernen würden, und die auch schon lange in Algerien waren und somit die heimtückischen Araber genau kannten. Wir hatten den ganzen Tag gesucht und nichts gefunden, und so beschloß der Kapitän, nachdem er an den Oberst Bericht gesandt hatte, eine mehrtägige Rekognoszierung auszuführen, um die Offiziere zu finden. Als wir uns ungefähr 50 Kilometer von der Station entfernt hatten, holte uns ein nachgeschickter Melbereiter ein, der die Meldung überbrachte, daß die Vermißten gefunden seien. Man hatte sie ganz in der Nähe des Postens auf einem ziemlich hohen Berge entdeckt, auf den einige Soldaten gestiegen waren, um nach uns auszuforschen, und welchen wir, da er so nahe lag, nicht abgesucht hatten. Man fand sie tot, greulich verstümmelt, ohne Köpfe, welche die Araber nebst den Gewehren und der Munition mitgenommen hatten. Wir mußten sie an Ort und Stelle beerdigen, da sich dort bei dieser Hitze Leichen nicht lange halten und da sie schon zwei Tage lagen.

Nach der Beerdigung brachen beide Kompagnien auf, um in den im Umkreis liegenden Araberortschaften nach den Mördern Durchsuchung zu halten. Wir hatten schon einige Dörfer durchsucht, aber nichts gefunden und näherten uns einem großen Dorfe von ungefähr 100 Zelten, als eine neun Mann starke Pa-

trouille die Meldung brachte, daß man eine Patrone von einem Jagdgewehr in der Nähe des Dorfes gefunden habe, welche noch nicht abgeschossen war. Der uns führende Kapitän erkannte sie als eine einem der ermordeten Offiziere gehörige. Sofort wurde das Dorf umzingelt und kein Mensch hinein und hinaus gelassen. Wir schlugen unser Lager auf, da der uns führende Offizier erst telegraphisch beim Oberst anfragen mußte, ob und wie er die Einwohner des Dorfes bestrafen sollte, die sich weigerten, die Namen der Mörder anzugeben.

Am anderen Morgen traf die Antwort ein, man solle sich in die Garnison zurückbegeben, die Sache würde höheren Ortes untersucht werden. Als der Kapitän die Depesche gelesen, warf er sie auf den Boden, trat mit den Füßen darauf und rief: „Pauvre France!“ Wir konnten ihn wohl verstehen. Denn hätte man das Dorf genau durchsucht, so hätte man auch die Gewehre finden müssen. Als einige Wochen später der Befehl zum Durchsuchen kam, waren alle Spuren entfernt, und die Gewehre vielleicht hinüber über die Grenze von Marokko geschafft worden. Der uns damals führende Offizier ist heute noch in der Fremdenlegion, und zwar als Oberstleutnant. Auf dem Berge, wo die Ermordeten aufgefunden wurden, ist jetzt ein Denkstein gesetzt worden, die Toten selbst wurden nach Frankreich überführt.

#### Wachpostenabenteuer.

Die Franzosen gehen in allen solchen Fällen nicht streng genug vor, deswegen kommen auch noch sehr oft derartige Greuelthaten vor. Nun, der Fremdenlegionär an und für sich richtet sich nicht nach den Serren Franzosen. Wenn er selbst einen der Eingeborenen bei einer solchen Schandtat erwischt, so ist diesem eine blaue Bohne sicher, und es kräht in einem solchen Falle auch kein Hahn danach. Ein Beispiel hiervon:

Ungefähr 200 Meter von unserem Posten befand sich der Fourageplatz, wo ein Korporal und drei Mann als Wache aufzogen. Die Wachtstube war ein kleines Haus am Eingange des Platzes, um welchen ein drei Meter tiefer und zwei Meter breiter Graben lief, damit der dort befindliche Wachtposten vor einem plötzlichen Ueberfall gesichert war.

Eines schönen Tages erhielten wir in unsere Kompagnie einen jungen Soldaten, der am nächsten Tage nach seinem Eintreffen auf Wache kommandiert wurde, und zwar auf dem Fourageplatz kam. Da er noch nicht seine 120 Patronen erhalten hatte, die sonst jedem Soldaten übergeben werden und die er stets bei sich behält, so übergab ihm der Wachthabende, bevor er auf Posten zog, zwei Patronen für den Fall, daß etwas vorkommen sollte.

Der junge Soldat stand von 12 bis 2 Uhr auf Posten. Da dort nachts gewöhnlich immer der Wind heult und die Sandkörner vor sich hertreibt, so kann man nicht viel hören, man muß sich mehr auf die Augen verlassen, da die Nächte selten ganz dunkel sind und fast immer klarer Sternenhimmel ist. Auf einmal sah er von weitem sich zwei Gestalten auf den Fourageplatz zu bewegen. Da er nicht französisch sprach, so rief er auf deutsch „Halt!“ Die Näherkommenden blieben nicht stehen, so rief er noch einmal „Halt!“ und gab dann zweimal hintereinander Feuer.

Durch die Schüsse alarmiert, eilten der Wachthabende und seine Leute herbei, und man fand einen alten Araber und seinen Esel, beide durch die Brust geschossen, tot auf. Der Eingeborene hatte jedenfalls Stroh oder Heu stehlen wollen und war, da er nicht geantwortet hatte, erschossen worden.

Weil man nachts den Toten nicht fortschaffen konnte, so legte man ihn mitsamt seinem Esel vor die Tür des Wachthauses. Als man bei Tagesgrauen die Leichname an das „Bureau arabe“ (arabische Behörde mit



französischen Beamten) abliefern wollte, waren sie spurlos verschwunden. Die Eingeborenen hatten die Leichen geholt, ohne daß in der Wachtstube jemand etwas gemerkt hatte, so leise verstehen sie sich heranzuschleichen, und schon mancher Legionär, der nicht ganz wachsam oder mit ihren Eigenheiten noch nicht recht vertraut war, ist ihnen zum Opfer gefallen.

Der junge Soldat mußte, nachdem er vom Oberst zum Gefreiten befördert war, den Posten Lyberie verlassen und in eine andere Kompagnie versetzt werden, da er den Eingeborenen bekannt geworden war, und man befürchtete, daß sie ihn eines Tages umbringen würden. Ich weiß nicht, wie der Vorfall in der weit entfernten Garnison unter den Arabern bekannt geworden ist. Später ist der Gefreite auf Posten mit durchschnittenem Hals aufgefunden worden, eine Todesart, welche die Araber immer den Europäern gegenüber anwenden.

Noch ein anderer Vorfall in Lyberie sei erwähnt, welcher die Eingeborenen in ihrer ganzen Heimtücke den französischen Truppen gegenüber zeigt, die sie als Eindringlinge in ihr Land betrachten und als solche zu vernichten suchen. Um auf dem sehr abgelegenen Fourageplatz weitere Ueberfälle zu verhüten, hatte man Doppelposten aufgestellt, welche sich bei ihrem Rundgang gegenseitig begegneten. Um die Wachsamkeit der einzelnen zu prüfen, wurden jede Nacht zu verschiedener Zeit Ronden durch Offiziere oder Unteroffiziere gegangen.

Der eines Abends die Ronde gehende Adjutant meiner Kompagnie, Bertrand, verlor bei diesem Gange auf eine fast unglaubliche Weise sein Leben. Nachdem er in der Wachtstube des Fourageplatzes seinen Namen in das Rondenbuch eingetragen hatte, verließ er mit einem Soldaten die Wache, der, mit einer Laterne versehen, vor dem Adjutanten herging, damit der auf Posten stehende Soldat erkennen könnte, daß es die Ronde sei. Vom ersten Posten angerufen und nichts Verdächtiges merkend, wollte er um den Platz herum, um auf der anderen Seite den zweiten Posten zu revidieren. Ungefähr zehn Schritte vor ihm lief der die Laterne tragende Soldat, sein geladenes Gewehr am Riemen haltend. Da der Platz sehr groß und vieredig ist, bemerkte der vor dem Adjutanten um die Ecke biegende Soldat, daß sein Vorgesetzter ihm nicht folge. Er begab sich zurück, da er aber auch dort ihn nicht mehr sah, glaubte er, der Adjutant sei auf der anderen Seite zum zweiten Posten gegangen. Als er jedoch zu diesem kam und ihn fragte, teilte ihm der Posten mit, er habe keinen Adjutanten gesehen. Der Soldat begab sich auf die Wache, um dem Wacht habenden Meldung abzustatten. Auch dieser glaubte, der Adjutant sei nach Hause gegangen und würde das Wachtbuch am nächsten Morgen unterschreiben. Bei Tagesgrauen bemerkte der seinen Rundgang gehende Posten den Körper des Adjutanten im Graben, aber ohne Kopf. Die Waffen, Säbel und Revolver, waren nicht geraubt. Die Geschicklichkeit, mit welcher dieser Mord ausgeführt war, ist ein Zeichen von der Heimtücke der Araber. Man hat die Täter nie auffindig machen können, so viel man sich auch Mühe gegeben hat.

Wir waren alle herzlich froh, als zu Anfang Oktober 1904 die uns ablösende Kompagnie ankam und wir zurück nach Saïda gehen konnten, wo man sich doch wenigstens seines Lebens sicher fühlte, wenn auch das Garnisonleben von Saïda nicht so frei war und auch der regelmäßige Dienst wieder begann, der im Süden nicht so streng ist, ja fast gar nicht stattfindet. Auch zählt ein Jahr im Saharabezirk als doppelt, was natürlich nur für den von Nutzen ist, der fünf- zehn Jahre dient und seine Pension erreichen will, die bei vielen, selbst wenn sie nur Soldat zweiter Klasse waren, bis auf 800 Franks jährlich hinankommen kann.

Es richtet sich dies danach, wie viele Jahre der Betreffende in den Kolonien gewesen ist, in welchen die Dienstzeit doppelt gezählt wird, wie in Tonkin, Madagaskar, Sudan und Marokko, sowie im erwähnten Saharabezirk. Daher melden sich die meisten freiwillig nach diesen Kolonien, weil ihnen am Exerzieren wie überhaupt am Kasernendienst nichts gelegen ist.

#### Nach Tonkin.

Jedes Jahr zu Anfang November wird ein Detachement von 300 Mann eines jeden der beiden Regimenter nach Tonkin geschickt, welche Mannschaften von dem Major des Regiments ausgesucht werden, da man des ungesunden Klimas wegen nur ganz gesunde und noch nicht fieberkrank gewesene Leute nimmt, die für gewöhnlich, wenn sie nicht vorher sterben oder erkranken, zwei Jahre dort bleiben müssen. Da man auch dort die Fremdenlegionäre immer an einen der gefährlichsten und auch schlechtesten Posten schickt — denn auf einen Legionär mehr oder weniger kommt es den Franzosen nicht an — man hat ja genug davon und schont lieber seine eigenen Landsleute —, so kommen von den 300 Mann, die jedes Jahr hinübergehen, kaum die Hälfte wieder zurück, die anderen raffen das gelbe Fieber oder die sonstigen großen Strapazen dahin.

Auch ich wurde für tauglich befunden. Wir verließen am 2. November Saïda, um am 4. in Oran eingeschifft zu werden. Ein solcher Ausmarsch der nach Ostasien abgehenden Truppen ist ein feierlicher Moment. Am Tage der Abfahrt hält der Oberst noch einmal eine Revue über die in Tropenanzügen angetretenen Mannschaften und ermahnt sie, drüben in Tonkin, wo sie nicht mehr unter dem direkten Befehl ihres Regimentes stehen, sich desselben würdig zu fühlen und dem Regiment Ehre zu machen.

Am nächsten Tage wurde das Detachement mit der Regimentsmusik, an der Spitze der Oberst und die Fahne, nach dem Bahnhof gebracht, um, in Oran angekommen, mit der Musik des dortigen Zuavenregiments nach der Kaserne geleitet zu werden, wo der Divisionsgeneral noch eine Besichtigung abhielt und am nächsten Tage die Verladung auf das Schiff erfolgte.

In 36 Stunden erreichten wir Marseille, wo noch andere Truppen aufgenommen wurden, welche auch nach Tonkin bestimmt waren. In Marseille blieb das Schiff zwei Tage liegen. Wir durften es verlassen und konnten uns die Stadt ansehen, was aber jetzt nicht mehr gestattet ist, da viele oder doch wenigstens einzelne das Wiederkommen vergaßen, indem sie die hier sich bietende Gelegenheit zur Desertion benutzten, was bei der großen Anzahl fremdländischer Schiffe nicht sehr schwer war. Auf unserem Dampfer fehlten, als man am Tage der Abfahrt Appell abhielt, bloß 21 Mann, von denen man sechs später in Marseille aufgriff, die anderen blieben verschwunden. Wir dampften also ohne sie ab, dem nächsten Ziel unserer Reise, Port Saïd, zu, welches wir zehn Tage später erreichten und wo wieder ein Tag gehalten wurde. An Land gehen durfte man natürlich nicht. Wir waren auf unserem Schiffe nahezu 1100 Mann Soldaten; daß man da nicht viel Platz hat, kann sich wohl jeder denken. Das Leben an und für sich auf dem Schiffe war, die ersten paar Tage abgerechnet, so lange es noch neu war, langweilig. Ueber die Verpflegung konnte man nicht gerade klagen, aber gut war sie auch nicht. In Afrika erhält man, auf Märchen wenigstens, immer Reis und immer wieder Reis. Auf dem Schiffe bekamen wir einen Tag um den anderen Bohnen.

Von Port Saïd aus geht es durch den Suezkanal, in welchem auf jeder Reise eine Anzahl Deserteure über Bord springen, ans Land schwimmen und entfliehen. Auch auf unserem Dampfer sprangen vier



über Bord, von denen drei durchkamen, während der vierte, ein Deutscher aus Hamburg, zurückgeholt wurde. Er wäre wohl auch durchgekommen, da er ein ausgezeichnete Schwimmer war, aber ein Korporal sprang, als der Ruf „Mann über Bord“ von dem Wache stehenden Soldaten erschallte, ihm nach, und es entspann sich ein kurzer Kampf im Wasser. Der Deutsche war dem Korporal an Kraft bedeutend überlegen und hielt ihn unter Wasser. Als das schnell ausgelegte Boot herbeieilte und man beide aufgriff, war der Korporal tot; „ertrunken“ sagte später das Kriegsgericht, aber in der kurzen Zeit konnte niemand ertrinken. Es mochte ihn vielleicht der Schlag gerührt haben. Der Legionär wurde später zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt, aber nach vier Jahren begnadigt. Ich habe ihn noch kurz vor meiner Entlassung in Afrika wieder gesehen.

Seebrante hatten wir auf der Reise bis jetzt noch nicht viele gehabt, was sich aber im Roten Meere gewaltig änderte. Mit Ausnahme derjenigen, die diese Reise schon einige Male gemacht hatten, hatten wir alle darunter zu leiden. Ich hatte schon in Afrika große Hitze ausgehalten, ohne daß es mir etwas geschadet hätte, und auch während meines zweijährigen Aufenthaltes in Tonkin bin ich nicht ein einziges Mal vom Fieber befallen worden, was gewiß eine Seltenheit ist, aber ich war herzlich froh, als die Fahrt durch das Rote Meer zu Ende war. Dort geht ein so heißer Wind, daß man es auf Deck fast nicht aushalten kann. Dazu ist die See fortwährend unruhig. Geht man hinunter unter Deck, so glaubt man ersticken zu müssen. Wie gesagt, ich habe nie wieder eine solche Temperatur angetroffen, wie im Roten Meere. Ob es nur mir so ergangen ist, weiß ich nicht.

An der Grenze von Tonkin.

Endlich nach 39 tägiger Fahrt kamen wir in Haijong an, von wo aus nun die Verteilung auf die verschiedenen, fast alle in der Höhenregion liegenden und von der Legion besetzten Posten erfolgte. Mit noch 40 meiner Kameraden kam ich nach einem kleinen 60 Mann starken, von einem Leutnant befehligten Grenzposten, bis zu welchem, da er ganz hoch oben an der chinesischen Grenze lag, wir noch einen Tag mit einer schmalspurigen Bahn und noch drei Tage mit kleinen Rähnen auf einem Flusse hinauffahren mußten, um nach weiteren vier Tagemärschen an unserm Bestimmungsort anzulangen. Unsere Aufgabe dort bestand darin, Grenzdienst zu tun, da man dort oben, wo die Chinesen gern Waren in die Anamiten-dörfer einschmuggeln, keine Grenzbeamten hat. Auch dienten wir zum Schutz gegen räuberische anamitische Stämme, die sich niemals ruhig verhalten und mit denen die französischen Truppen fortwährend zu tun haben.

Es ist in Tonkin bedeutend schlimmer als in Algerien, ja selbst als im Sahara-Bezirk. Während in Afrika trotz der großen Hitze das Klima an und für sich nicht ungesund ist, rafft das Fieber in Tonkin alljährlich Hunderte von Soldaten hin, was der dort herrschenden feuchten Hitze und den vielen Sümpfen zuzuschreiben ist, die am Abend nach Sonnenuntergang ihre für den Europäer so gefährlichen Dünste ausströmen.

Von meiner Station diene folgendes zur Beschreibung:

Man denke sich einen kleinen Hügel oder vielmehr ein Hochplateau und auf diesem sechs einstöckige aus Bambus errichtete Gebäude, welche mit Dachpappe gedeckt sind und den Mannschaften als Wohnräume dienen. In der Mitte befand sich ein großer Hof mit dem etwas größer und sauberer ausgeführten Wohnhause des kommandierenden Offiziers, dahinter ein großer Gemüsegarten für uns alle und noch einige kleinere Hütten, wie Küche und Wirtschaftsgebäude. Um die Station herum lief ein Ballisadenzaun mit

einem tiefen, ständig gefüllten Wassergraben, über den eine Art Zugbrücke führte, welche bei Einbruch der Dunkelheit hochgezogen wurde. War man kaum 200 Meter aus der Station heraus, so begann der Urwald, der sozusagen undurchdringlich ist.

Man muß sich unter einem tonkinesischen Urwald nicht Wälder vorstellen, wie die Amerikas mit ihren hohen Nadel- oder Laubbäumen, sondern ein undurchdringliches Gestrüpp, von Bächen und Sümpfen durchzogen, in denen sich der Tiger wohlfühlt und in denen es von Schlangen wimmelt, sodaß eine in diesen Wäldern auf dem Marsche befindliche Truppe von fortwährenden Gefahren umgeben ist. An ein Marschieren bei Nacht ist gar nicht zu denken, da man nicht auf gebauten Straßen, sondern auf Pfaden läuft, die von Elefantenherden gewissermaßen in den Wald eingetreten wurden und welche den ganzen Urwald durchkreuzen.

Wenn eine marschierende Truppe auf diesem Wege einer entgegenkommenden Elefantenherde begegnet, die ja gewöhnlich nicht ausweicht, so gibt es nur zwei Maßnahmen. Entweder kann man sich dadurch retten, daß man durch Geschrei oder Lärm den an der Spitze laufenden Leiteselephanten einschüchtert und er rechts oder links in die Büsche einbiegt, worauf ihm die ganze Herde folgt und die Gefahr vorüber ist, oder man versucht auf einen Baum zu klettern und läßt die schweren Kolosse vorüberziehen. Wenn man einer solchen Elefantenherde ausweichen kann, so ist gar keine Gefahr vorhanden. Denn es kommt selten vor, daß sie jemand angreifen; nur das, was ihnen in ihrem Laufe entgegentritt, ist verloren.

Der Dienst an und für sich ist in Tonkin sehr schwer, da die langen Märsche sehr anstrengend sind. Hinzu kommt das ungesunde Klima und der fortwährende Kampf mit den Piraten. Auch durch die wilden Tiere, vor denen man jederzeit auf der Hut sein muß, büßt mancher durch Unachtsamkeit sein Leben ein. Für gewöhnlich ist man dort aber freier und man merkt mitunter kaum, daß man Soldat ist. Denn da man dort Kriegslöhnung erhält, so kann man sich vieles leisten, was in Algerien unmöglich ist. Ein Soldat, der im zweiten Congé ist, das heißt, länger als fünf Jahre Dienstzeit hinter sich hat, erhält alle zehn Tage 10 Franken 50 Centimes (8,40 Mark) Löhnung; das langt ganz gut, um sich zu verheiraten.

Man geht einfach zu einem Anamiten, der eine Tochter hat, zahlt ihm 2 Piaster (8 Franken) und erhält dafür sein Mädchen, baut sich dann in der Ansiedlung seine Bambushütte, was in drei Tagen geschehen ist, und zieht mit seinem Weibe ein, welches nun für beide das Essen kocht, da der Verheiratete von seiner Kompagnie die Verpflegung in Geld ausgezahlt erhält. Die aus dieser Ehe hervorgehenden Kinder werden, wenn es Knaben sind, vom Staate erzogen und bilden die in Tonkin dienenden eingeborenen Schutztruppen, die sehr brauchbar sind, da sie an das Klima gewöhnt sind. Die Mädchen bleiben bei der Mutter, werden von ihr erzogen, um später wieder dasselbe Los zu finden wie die Mutter. Natürlich können nur Legionäre sich eine Frau nehmen, die länger als fünf Jahre dienen, da die in den ersten fünf Jahren dienenden nur 3,50 Franken Löhnung erhalten. Ueberhaupt ist es für einen nicht wieder Angerorbene verboten, sich zu verheiraten.

Es gibt in der Fremdenlegion überhaupt viele Ausnahmestellungen für diejenigen, die länger als fünf Jahre dienen. Diese Vergünstigungen benutzen die Franzosen als Köder, um recht viele Legionäre dazu zu bewegen, für weitere fünf Jahre zu unterschreiben, wenn die ersten verflossen sind. Es gelingt ihnen bei manchen auch. Habe doch ich selbst mich so weit überreden lassen, daß ich, nachdem meine fünf Jahre beendet waren, mich noch einmal für zwei



verpflichtete — noch zwei verlorene Jahre mehr! Und es hätte wahrlich nicht viel gefehlt, so hätte ich für fünf Jahre unterschrieben!

Die Verpflegung der Truppen ist in Tonkin sehr gut, da das Geflügel sehr billig ist. Ein Huhn kostet 40 Pfennige, ein Ei 2 Pfennige. Auch das Schweinefleisch kostet das Pfund nur 20 Pfennige. Die Schweine werden aber nicht groß; ein Tier von 60 Pfund ist schon eine Seltenheit. Im übrigen füttert man Menschen und Tiere mit Reis. Die Anamiten verstehen ihn aber so verschiedentlich zuzubereiten, daß man gar nicht einmal merkt, wie man die ganze Woche über Reis isst. Da er dort gebaut wird, benutzte man für uns nur die erste Qualität. Man bäckt sogar Brot und Kuchen daraus.

Kartoffeln sind sehr selten und teuer, da sie in Kisten von Blech von Frankreich herübergeschickt werden. Es ist für uns immer ein Festtag gewesen, wenn auf unserem Fort ein solcher Transport von einigen Kistchen ankam, der auch gleichzeitig einige Fäßchen Wein und Rum mitbrachte, wovon jeder Soldat einen halben Liter pro Tag erhält; zum Kaffee morgens erhält jeder ein Bechtl Liter Rum, der im Felde den Kaffee ganz ersetzen muß.

#### Auf der Tigerjagd.

Unser Leutnant, der ein ausgezeichnete Jäger war, nahm mich eines Tages mit zur Jagd auf Tiger, von denen er schon eine hübsche Anzahl prachtvoller Felle in seiner Wohnung aufbewahrt hatte. Für jede abgelieferte Tazge erhielt er überdies 50 Franken Belohnung vom Staate, die er regelmäßig an uns verteilte, sodaß wir jedesmal froh waren, wenn er mit einer Beute nach Hause kam. Er ist einige Jahre später, nachdem er zum Hauptmann befördert war, bei einer Tigerjagd so schwer verwundet worden, daß er seinen Verletzungen erlag.

Wir brachen eines Morgens vor Tagesgrauen zu dritt in Begleitung von zwei Eingeborenen und einem großen, dem Leutnant gehörigen Bluthunde nach dem Walde auf. An einem Wassertümpel, wo unser Leutnant die Spuren einiger Tiger entdeckt hatte, warteten wir, verborgen hinter großen Baumstämmen, ganz dicht hinter dem Offizier, welcher seine Jagdflinte — wir unsere Militärgewehre — schußbereit im Anschlag hatte, ob sich eine dieser Bestien nähern würde, um zur Tränke zu gehen.

Wer in seinem Leben noch nicht an einer solchen Jagd teilgenommen hat, glaubt nicht, in welcher Aufregung man sich befindet, wenn man so ruhig warten muß. Wir konnten uns alle drei rühmen, gute Schützen zu sein, aber wenn wir allein gewesen wären, ich glaube kaum, daß ein einziger auf den ersten Schuß getroffen haben würde. Wir Soldaten kamen ja auch erst in zweiter Linie, denn unser Leutnant stand so ruhig hinter seinem Baum, als ob er sich in Afrika auf der Gazellenjagd befände.

Wenige Stunden hatten wir schon gewartet und waren der Meinung, daß sich heute kein Tiger an diese Tränke begeben würde, da das Gebrüll im Walde sehr weit entfernt war. An das Gebrüll gewöhnt man sich, da man es jede Nacht zu hören bekommt und trotzdem in seiner Bambushütte ganz gut einschläft. Auf einmal teilten die uns begleitenden Eingeborenen dem Leutnant mit, daß sie die Annäherung eines oder mehrerer Tiger vernahmen. Wir selbst hatten noch nichts gehört, da der Tiger lautlos auftritt. Doch auch der Hund gab durch Knurren und Bittern kund, daß er die Tiere gewittert habe. Uns war es hinter unseren Baumstämmen recht unheimlich zumute. Wir hatten wohl alle schon in einer Menagerie oder zoologischen Garten einem Tiger gegenübergestanden, natürlich getrennt durch das sichere Gitter, aber hier in der Wildnis, ganz allein auf uns und unsere Waffen angewiesen, das war doch etwas anderes.

Endlich erschien am Ende des ungefähr 30 Meter breiten Teiches im Schilfe der Kopf eines prachtvollen, riesigen Königstigers, der sich vorsichtig nach allen Seiten umsah, um dann wieder im Dickicht zu verschwinden. Sehr bald kehrte er aber wieder zurück und trat nun vollständig aus dem Dickicht heraus an das Wasser, um seinen Durst zu löschen. In diesem Augenblicke legte der Leutnant an und auch einer meiner Kameraden, der schon einmal mit ihm auf der Jagd gewesen war, und zwei Schüsse trachten, denen ein kurzes, furchtbares Gebrüll folgte. Mit einem weiten Saße überschlug sich der Tiger und fiel hinein in das Wasser. An den Bewegungen konnte man sehen, daß er gut getroffen und ein weiteres Schießen auf ihn unnötig war. Das Wasser färbte sich mit seinem Blute, und wir begaben uns um den Teich herum, zogen den Tiger aus dem Wasser heraus, um ihn etwas weiter vom Teiche wegzuschleppen, da ihn der Leutnant nicht dort liegen lassen wollte, weil vielleicht dadurch andere Tiger vertrieben werden konnten. Hierauf zogen die Eingeborenen das Fell ab und hatten die vordere Tazge ab. Da es bereits heller Tag und die Sonne schon aufgegangen war, konnte man es tun, ohne einen Ueberfall durch das Weibchen befürchten zu müssen, welches selten am hellen Tag jemanden angriff, wenn es nicht gerade großer Hunger dazu treibt.

In diesem Falle verlief die Jagd glücklich, aber es wäre vielleicht anders geworden, wenn nicht zwischen dem Jäger und dem Tiger ein Wassertümpel gewesen wäre und wenn unser Leutnant nicht ein so guter Schütze war. Er hatte den Tiger auf den ersten Schuß, der hinter dem linken Ohr in das Gehirn eingedrungen war, getötet. Es war dies das einzige Mal, daß ich an einer solchen Jagd teilgenommen habe. Ich habe nie wieder Lust verspürt, mich vielleicht eines Tages einem Tiger als Frühstück anzubieten. Nachstehende Fälle beweisen, wie gefährlich der Tiger ist, wenn er durch den Hunger getrieben wird.

#### Wenn ein Posten schläft . . .

Um unsere Station herum befand sich, wie bereits erwähnt, ein zwei Meter hoher Ballisadenzaun und innerhalb desselben der Patrouillenweg des bei Einbruch der Dunkelheit aufziehenden Wachtpostens, welcher auf diesem Wege um das ganze Fort herumgehen kann. Es wird selbstverständlich in der französischen Armee streng bestraft, wenn ein Posten schlafend angetroffen wird; das wenigste sind drei Monate Gefängnis in der Garnison bei Friedenszeiten, im Felde oder in den Kolonien, auf Expeditionen oder, wenn von der Wachsamkeit des Postens das Leben anderer abhängt, mindestens sechs Monate. Auf unserem Fort konnte sich keiner beklagen, daß er nicht genügend schlafen könnte, denn von 10 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags war Siesta, und von Müdigkeit konnte also keine Rede sein. Und doch verlor ein Kamerad von uns sein Leben, weil er so leichtsinnig war, auf Posten einzuschlafen.

Wir hatten uns seit einiger Zeit einige kleine Ferkel gekauft, die wir in einer Einfriedigung ohne Dach nachts einsperrten, damit sie nicht im Hofe herumlaufen. Es kam ja oft vor, daß ein Panther oder Tiger nachts ganz nahe an unser Fort heranschlich, aber es war noch nie passiert, daß einer über den zwei Meter hohen Zaun und den zwei Meter breiten Graben gesprungen war. Jedenfalls hatte ein Tiger die im Hofe befindlichen Schweine gewittert.

Eines Nachts — wir lagen alle im tiefen Schlafe — wurden wir durch einen gräßlichen Hilfschrei aufgeweckt. Wir sprangen, nur unsere Gewehre an uns reißend, hinaus und kamen gerade noch dazu, wie ein ausnahmsweise großer Tiger seine furchtbaren Zähne in den Leib unseres Kameraden schlug, der auf Posten gestanden hatte. Retten konnten wir



ihn nicht, das war unmöglich. Wir zogen uns in das Zimmer zurück und feuerten wohl zehn Mann auf einmal gegen die Bestie, die auch sofort tot zusammenbrach. Von unserem unglücklichen Kameraden war nicht mehr viel menschliches übrig geblieben.

Wir konnten ihn natürlich nicht fragen, wie es zugegangen sei, aber da wir sein geladenes Gewehr ganz in der Nähe an die Wand gelehnt fanden, wußten wir sofort, daß er geschlafen hatte. Sonst hätte er bei dem hellen Mondschein, der diese Nacht herrschte, den Tiger auf dem freien Platz vor dem Graben sehen müssen, und das Tier wäre vielleicht gar nicht über den breiten Graben und den Zaun gesprungen, wenn es die regelmäßigen Tritte des Wachtpostens gehört hätte. Denn das Fort bestand schon 20 Jahre, und es war ein solcher Fall noch nicht vorgekommen. Man hat den Zaun nicht höher gebaut, aber so lange wir dort waren, hat keiner von uns wieder auf Wache geschlafen! Es war ein sehr großer und starker Tiger. Sein Fell ist noch heute auf dem Fort zu sehen und dient denen zur Warnung, die dort im fernen Asien auf Posten für das Leben ihrer Kameraden verantwortlich sind.

#### Ueberfall durch Piraten.

Bereits waren elf Monate vergangen, seit ich nach Tonkin gekommen war, und doch hatten wir in unserer Gegend Ruhe vor den Piraten. Auch die unserem Schutze anvertrauten Dörfer waren bis jetzt unbehelligt geblieben.

Jeden Monat einmal mußten sechs Mann und ein Korporal nach der nächsten ungefähr 60 Kilometer an der Bahn liegenden kleinen Stadt, um für uns Lebensmittel zu holen und etwas Gepäck von uns, was nach Haifong abging, mitzunehmen. Man brauchte für diesen Marsch vier Tage für die Hin- und Zurückreise. Es war wohl früher ab und zu vorgekommen, daß man den Trupp überfallen hatte, aber in den letzten Jahren war alles ruhig geblieben. Zu diesem Dienst wurden wir der Reihe nach kommandiert und gingen sehr gern mit, da man in der kleinen Stadt doch etwas Abwechslung bei einem Glase Dum-Dum (Reisbranntwein) hatte, der dort sehr billig, aber in den Militärkantinen verboten ist. Dieser Trupp verließ gewöhnlich am ersten Montag eines jeden Monats das Fort und kam am Freitag mittag zurück. Am Mittwoch war Rasttag, der zum Einkauf und Beladen der Maulesel diente. Donnerstag morgen ging es wieder heimwärts nach der Station, wo die Zurückgebliebenen sehnsüchtig warteten, da fast jeder kleine Einkäufe besorgen ließ und vor allen Dingen auch Briefe von der Post mitgebracht wurden, die neues von zu Hause oder für die, die keine Heimat mehr hatten, Neuigkeiten vom Regiment enthielten. Allerdings waren dies schon sehr alte Neuigkeiten, da ein Brief allein sechs Wochen zur Ueberfahrt auf dem Meere brauchte und dann auch womöglich einen Monat liegen blieb, bis der nächste Convoi eintraf.

Als der zur vorgeschriebenen Zeit abgegangene Transport eines Freitags nachmittag noch nicht zurück war — wir wußten, daß er abgegangen war, da jedesmal der Abmarsch von der Stadt dem Kommandanten telegraphisch mitgeteilt wird —, wurden wir unruhig. Wir geduldeten uns bis zum Abend, weil es ja vorkommen konnte, daß durch einen unvorhergesehenen Fall die kleine Kolonne unterwegs aufgehalten sein konnte. Als aber bei Einbruch der Nacht noch keine Nachricht eingetroffen war, befahl der Leutnant, daß 30 Mann unter der Führung eines Sergeanten unseren Kameraden entgegen gingen. Sie konnten ja nicht mehr weit von uns entfernt sein.

Wir waren auch noch keine 20 Kilometer weit gekommen, als uns Eingeborene entgegenkamen, welche nach dem Fort wollten, um dem Kommandanten mitzuteilen, daß der Transport von Piraten angegriffen und der Waren beraubt sei, vier Mann lägen tot

und drei, darunter der Korporal, schwer verwundet im nächsten Dorfe, was nur 10 Kilometer entfernt war. Unser Sergeant schickte die Boten weiter an unseren Kommandanten, während wir bis in das nächste Dorf zogen, wo die Verwundeten untergebracht worden waren. Der Ueberfall war auf dem ungefähr zehn Kilometer vor dem Dorfe in den Wald einmündenden Wege von einer 30 bis 40 Mann starken, gut bewaffneten Bande erfolgt. Sie hatte, nachdem sie die Bedeckung niedergemacht, Esel und Waren mit sich geführt unter Zurücklassung von acht Toten und neun Verwundeten, die auch im selben Dorfe untergebracht waren. Eine Verteidigung war bei dem Angriff wohl sehr schwer gewesen, da der Weg so schmal war, daß die Soldaten einer hinter dem anderen marschieren mußten. Hinzu kam die große Ueberzahl der Feinde.

Unsere drei Kameraden waren nicht schwer verwundet und konnten, nachdem sie richtig verbunden worden waren, mit uns am anderen Morgen zurück ins Fort gehen, wohin wir auch auf Eseln die Toten mitnahmen. Außerdem transportierten wir noch drei von den verwundeten Piraten; die anderen sechs, welche nicht gefährlich verwundet waren, hatten schon vor unserer Ankunft das Weite gesucht. Jedenfalls hatten ihnen die Einwohner des Dorfes zur Flucht verholfen.

Am Abend langten wir mit unserer traurigen Ladung im Fort an, wo wir von unseren Kameraden erwartet wurden. Es bedurfte der ganzen Autorität unseres Leutnants, um die mitgebrachten verwundeten Räuber vor dem Lynch zu bewahren. Gleich den nächsten Abend begruben wir unsere Toten, da man sie des Klimas wegen nur 24 Stunden liegen lassen konnte. Dierauf telegraphierte unser Kommandant an den Generalgouverneur und an den Regimentskommandeur über den Vorfall.

Die verwundeten Piraten wurden, nachdem sie soweit hergestellt waren, daß man sie vernehmen konnte, ausgefragt, aber alles Drohen blieb erfolglos. Sie wußten, was ihnen bevorstand und verweigerten mit der ihnen eigentümlichen Hartnäckigkeit und Festigkeit jede Auskunft. Sie wollten lieber die Schuld auf sich allein nehmen als ihre Genossen verraten. Da unser Leutnant ein sah, daß aus ihnen nichts herauszubringen war, wurden sie am anderen Morgen aufgehängt. Mit derartigen Leuten macht man dort draußen kein langes Federlesen. Eine kostspielige und langweilige Gerichtsverhandlung ist nicht nötig, wenn man sie, wie in diesem Falle, auf der Tat ertappt hat und sie überführt sind.

Derartige Fälle kommen sehr oft vor. Starke Piratenbanden überrumpeln sogar des öfteren Stationen, machen die Besatzung nieder und plündern die umliegenden Dörfer aus. Und doch haben die Franzosen gerade in Tonkin so viele kleiner Posten, die fortwährend gewärtig sein müssen, von einer ihnen mehrfach überlegenen Bande überfallen zu werden. Zwar sind die Banden nicht so gut bewaffnet, aber schließlich sind doch viele Hunderte des Hases Tod.

#### Hinter den Piraten her.

Einige Tage später trafen zwei Kompagnien Legionäre und eine Kompagnie anamitischer Schützen bei uns ein, um eine Razzia abzuhalten und die Bande ausfindig zu machen, welche die Gegend unsicher gemacht hatte. Die Besatzung unseres Forts schloß sich der Expeditionstruppe zum größten Teile an, und wir verfolgten die Spur, die hinauf nach der Höhenregion in eine von Wald und Gebirge fast uneindringbar gemachte Gegend führte. Bei Tage hatten wir unter der großen Hitze sehr zu leiden. An Wasser fehlte es ja nicht, aber man mußte sich sehr vorsehen, denn, wenn man stark erhitzt ist und dann Wasser trinkt, ist man dem Fieber verfallen. Die Fieberkranken mußten sich immer weiter mitschleppen, da man sie nicht in der Wildnis liegen lassen kann und an ein Zurück-



schicken nicht zu denken ist. Man würde dazu eine viel zu große Exorte brauchen, um unangefochten zurück in das Lager oder in eine Garnison zu kommen. So gehen eben viele zu Grunde, weil ihnen nicht die nötige Hilfe und Pflege zuteil werden kann. Auch in den nachts in den Wäldern aufgeschlagenen Lagern ist an eine Erholung von den Anstrengungen nicht zu denken. Da wird eine große Anzahl von Wachtposten ausgestellt, die aber am nächsten Tage genau so viel Kilometer laufen müssen, wie die anderen, die geschlafen haben. Und Schlaf kann man den Zustand kaum nennen, wenn man vollständig angezogen auf dem blanken Erdboden zwei bis vier Stunden liegt, alle Minuten gerächtig, vom Feind angegriffen oder von einer Schlange gebissen zu werden.

Bei jedem leisen Geräusch in den Gebüschten fährt man auf, weckt seine Kameraden und nun wird nachgesehen, ob nicht vielleicht eine von den kleinen, aber sehr gefährlichen Vipern im Zelte unter dem Graze oder Laub sich verkrochen hat. Denn ein Biß von einer Viper kann sehr oft, wenn nicht gleich Gegenhilfe da ist, tödlich sein.

Eine andere Plage, die einen nachts nicht schlafen läßt, sind die Moskitos, die so arg stechen, daß man nach ihrem Stich eine Beule bekommt, die sehr empfindliche Schmerzen verursacht. Am besten kann man sich dieser aufdringlichen Tiere dadurch erwehren, daß man die ganze Zeit anstatt mit Schlafen mit Rauchen verbringt. Jeder Soldat erhält ihretwegen in Tonkin ein großes Stück ganz dünner Gaze, in die er sich nachts einwickelt, um schlafen zu können. In der Garnison benutzt man dies nützliche Netz stets, aber wenn man sich auf einer Expedition befindet, kann man sich nicht darin einwickeln, sondern muß eben sehen, wie man sich der schlimmen Quälgeister erwehren kann.

Es ist nur gut, daß die Nächte nicht lang sind. Denn es wird, wenn es nicht zu dunkel ist, gewöhnlich um 1 Uhr früh aufgebrochen, damit man früh um 10 Uhr an der nächsten Etappe ankommt. Während der Mittagstunden zu marschieren, ist unmöglich. Es würden dies wenige oder gar niemand aushalten, wenigstens kampffähig würde eine solche Truppe nicht sein. Wenn die Eingeborenen, die ja an das Klima gewöhnt sind, eine solche ermattete Truppe angriffen, würden sie wohl oft genug den Sieg davontragen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß in Tonkin von hundert Legionären die Hälfte auf irgend eine Art zu Grunde geht. Ich könnte viele, viele Namen nennen von Soldaten, die mit mir hinübergegangen und dann dort gestorben sind. In den meisten Fällen ist es das Fieber, welches die Europäer hinrafft. Das beweist schon die große Ueberfüllung der Spitäler, deren es genug in den großen Städten gibt und die immer noch nicht ausreichen.

Endlich nach zehntägigem Kreuz- und Quermarschieren durch Wälder und Gebirge wurde uns durch eingeborene Spione mitgeteilt, daß wir in die Nähe des feindlichen Lagers gekommen seien. Da es bald Mittag war, beschloß der uns kommandierende Major, bis zum nächsten Morgen mit dem Angriff zu warten. Das Terrain, wohin sich die doch wenigstens 1000 Mann starke Bande zurückgezogen hatte, war für uns durch zerklüftete Felsblöcke schwer zugänglich, die überall verstreut herumlagen und hinter denen die Feinde sich gut decken konnten.

Wir wußten jeder einzelne genau, nachdem wir uns am Abend das vor uns liegende Gebirge angesehen hatten, daß wir hier mit aufgepflanztem Bajonett vorgehen mußten, und wir hatten recht gehabt. Denn am anderen Morgen bekamen wir beim Vormarsch gegen das Gebirge keinen einzigen Gegner zu Gesicht. Sie hatten sich hinter Felsen und Steinblöcken vorzüglich verborgen, und gar mancher von uns fiel, von den unsichtbaren Feinden getroffen, an

die wir nicht anders herankommen konnten, als mit dem Seitengewehr, mochte auch vorher noch mancher von uns von einer Kugel hingestreckt werden.

Das Bajonett ist wohl bei den Franzosen eine viel gefährlichere Waffe als bei den Deutschen. Es ist zwar genau so lang wie das deutsche, aber vierkantig und läuft nach vorn sehr spitz zu, sodaß es nicht als Sieb-, sondern nur als Stichwaffe gebraucht werden kann.

Als wir einmal auf dem Berge waren, dauerte es nicht lange und wir waren Herren der Situation. Wir hatten in dem Kampfe, der von morgens 2 Uhr bis nachmittags 5 Uhr dauerte, den Verlust von 40 Toten und Verwundeten zu verzeichnen, während der Feind über 100 Tote und ebenso viel Verwundete verloren hatte, außerdem noch einige 20 Gefangene. Die anderen waren entflohen, und das war das Schlimmste an der ganzen Sache. Denn die Banditen versammelten sich wieder und trieben es wohl noch ärger, als vorher, trotzdem sie einfach gehängt werden, wenn sie abgefaßt werden. Es ist schon vorgekommen, daß zwanzig und noch mehr auf einmal gehängt wurden. Auch die von uns gefangenen Piraten ereilte das gleiche Schicksal.

Nachdem wir unsere Toten begraben und die Verwundeten unter starker Bedeckung nach den Spitalern abgeschickt hatten, mußten wir noch die Verfolgung der Piraten bis hinauf an die chinesische Grenze aufnehmen, ohne sie natürlich einzuholen oder auch nur das Geringste von ihnen zu sehen. Kein Wunder, wenn der Legionär gegen die gefangenen Piraten nicht liebenswürdig ist, denn was muß er für Strapazen ihretwegen aushalten!

Es ist erstaunlich, was die Anamiten aushalten können, bei ihrem schwachen Körperbau. Sie sind ein noch kleinerer Menschenschlag, als ihre Nachbarn, die Chinesen. Ein ausgewachsener Mann von 1 Meter 30 Zentimeter ist schon zu den großen Leuten zu rechnen, während die Frauen selten größer werden wie 1 Meter 20 Zentimeter. Ihre Hautfarbe ist gelb, Köpfe tragen sie nicht, sondern sie lassen sich ihre Haare kurz schneiden und auf dem Schopfe einen Büschel stehen, sodaß man sie bequem daran fassen und schütteln kann. Ihrem Charakter nach sind sie falsch und hinterlistig, und man kann ihnen kein Wort glauben. Stehlen können sie schon — so möchte man fast sagen —, wenn sie auf die Welt kommen, sodaß nichts vor ihnen sicher ist.

(Fortsetzung folgt.)

## Rätsellecke.

Auflösung des Silberrätsels aus dem letzten „Sonntags-Boten“:

Futterpflanzen

Rosalie

Dhnmacht

Helmbrechts

Essig

Pommeranzen

Firduji

Frohe Pfingsten.

Auflösung des Vertleinerungsrätsels aus dem letzten „Sonntags-Boten“:

Strumpf — Trumpf — Rumpf.